

DER STADT ENTFREMDET?

BDA
2.11

DER STADT ENTFREMDET?

- | | | | | |
|----|---|----|---|-----------------|
| 4 | Ein Wort voraus
<i>Monica Hoffmann</i> | 21 | Vom Wiederaufbau zur
Verödung?
<i>Erwin Wachter zu einem Inter-
view mit Harald Bodenschatz</i> | |
| 6 | Nur wenn vieles zusammen
kommt
<i>Franz Füeg</i> | 22 | In eigener Sache | |
| 9 | Stadt und Politik: Bürgerbeteili-
gung und Revolte
<i>Cornelius Tafel</i> | 24 | Contra | |
| 12 | MUC VIA NYC und zurück
<i>Andreas Winkler</i> | 28 | Kritik der Kritik VIII
<i>Wolfgang Jean Stock
im Gespräch</i> | |
| 16 | Fremdes und Vertrautes –
Stadtskizzen aus Indien
<i>Michael Gebhard</i> | 35 | Vom Bauen | |
| 18 | Fremd oder nicht fremd?
Bunte Farben in der Stadt
<i>Monica Hoffmann</i> | 45 | Sieben Fragen an
<i>Ingrid Burgstaller</i> | |
| | | 46 | BDA | 62 Persönliches |
| | | 57 | Seitenblicke | 65 Notiz |
| | | 60 | Lesen – Lust und Frust | 66 Impressum |

EIN WORT VORAUS

Fremd fühlt es sich an, wenn man fort ist, woanders und nicht zu Hause. Oder kann auch das Zuhause fremd sein und sogar eine virtuelle Gemeinschaft ein Zuhause bieten?

Was ist Stadt heute neben Stein, Beton, Stahl, Glas und Asphalt? Neben Lärm, Staub, Verkehr und Hektik? Was macht eine Stadt aus, die ihren Bewohnern zugänglich ist, in der sie gerne leben und aktiv sind, die sie gerne besuchen? Wichtige Fragen angesichts der Tatsache, dass Städte weiterhin die gesellschaftlichen Impulsgeber sein werden und wachsen werden, auch in Deutschland, auch in Bayern. Wie sieht dann das urbane Zusammenleben in Zukunft aus? Wird die Tendenz zu Abgrenzungen fortschreiten oder wird sie überwunden, indem die gebaute Realität gleichzeitig dichter und offener wird, sich gegenseitig

durchdringend und bereichernd? Eine spannende Angelegenheit, mit sehr viel Spielraum und hoffentlich sehr viel Bereitschaft zum gemeinsamen Experiment.

Das Thema Stadt ist brandaktuell. Und hat Franz Füeg aus Zollikon in der Schweiz veranlasst, einen Beitrag zu schicken, in dem er das „Auge der Form“ beschwört und nur im positiven Zusammenwirken von vielem die Chance sieht, Qualität entstehen zu lassen (Seite 6). Brandaktuell ist auch das Thema, das sich Cornelius Tafel vorgenommen hat, wenn er untersucht, welche Bedeutung die reale Stadt bei Revolutionen heute noch hat (Seite 9). An dieser Stelle sei ebenfalls auf seinen Beitrag zur politischen Bedeutung von Hauptstädten hingewiesen, in dem er verschiedene Kopf-Körper-Konstellationen durchspielt (Seite 35). Inwieweit die Gentrifizierung zur Entfremdung beiträgt, schildert Andreas Winkler aus persönlichen Erfahrungen in New York und München (Seite 12). Es bleibt international. Eine Reise nach Indien hat Michael Gebhard inspiriert, Vertrautes und Fremdes indischer Städte zu skizzieren (Seite 16). In welchen städtischen Zusammenhängen die kräftige bunte

Farbe verbindend und in welchen sie trennend wirken kann, beschreibt Monica Hoffmann an zwei gegensätzlichen Beispielen aus Sao Paulo und München (Seite 18). Ein Interview mit Harald Bodenschatz zur Verödung unserer Städte hat Erwin Wachter in seinem Beitrag zusammengefasst (Seite 21).

Ein weites Spektrum zum Thema Entfremdung und Stadt, dem die verbindende Vorstellung zugrunde liegen mag, Rahmenbedingungen für Städte zu schaffen, in denen es sich einfach nur gut und frei leben lässt.

Monica Hoffmann

DER STADT ENTFREMDET?

NUR WENN VIELES ZUSAMMEN KOMMT (1)

Franz Füeg

Vor bald 600 Jahren hat ein Mann in Florenz ein Buch über das Hauswesen verfasst. Ein Haus müsse solid gebaut sein, hat er geschrieben, es müsse praktisch eingerichtet sein und es müsse angenehm zum Leben sein. Der Verfasser ist sehr ausführlich. Er rät gar, wo der Misthaufen zu liegen hat und beschreibt, warum er woanders nicht hingehört. Dann, einige Jahre später verfasst der Mann, es ist Leon Battista Alberti, ein weiteres Buch, diesmal über die Architektur. Und jetzt schreibt er, die Baukunst sei nicht die letzte unter den ersten, sie sei sowohl öffentlich als auch privat für das Menschengeschlecht besonders geeignet.

Wie geht das zusammen? Es geht zusammen, wenn sehr vieles zusammen kommt.

Praktisch soll etwas sein, das gebaut wird, solid und sicher soll es sein, ökologisch soll es sein, nicht zu viel soll es kosten, gut aussehen soll es und den Nachbarn nicht stören. Für all das gibt es heute Vorschriften, sehr viele Vorschriften. Und die Ämter prüfen, ob sie auch eingehalten werden, sehr viele Ämter. Für den Bau von Häusern, von Autobahnen, von Abfallcontainern.

Das ist das eine. Etwas anderes ist unsere Erinnerung an damals, als wir Kinder waren. Wir erinnern uns noch, wie die Wohnung war und die Häuser drumherum, die Gartenzäune und Bäume, der Schulweg und das Schulhaus. Mit dieser Erinnerung ist stets auch ein Stück Erinnerung an Heimat verbunden. Wie die Häuser ausgesehen haben? Nun, sie waren einfach da, die Strassen auch. Und für die Kinder von heute ist es nicht anders. Nur hat die Straße jetzt gelbe Zebrastreifen, und zum Radfahren muss der Sturzhelm aufgesetzt werden. Auch für diese Kinder wird einmal, in der Erinnerung, die Wohnung und das, was draußen ist, Erinnerung an ein Stück Heimat sein. Wie die Häuser aussehen, die Straße und die Straßenlaternen? Wie gesagt – sie sind

einfach da. Kommt etwas Neues dazu, stört es vielleicht; bald aber hat man sich daran gewöhnt. Nur wer partout sich nicht daran gewöhnen will, hat sein Ärgernis. Ein Buch kann man weglegen, ein Bild auch, der Musik kann man entfliehen. So einfach sind Häuser und Straßen nicht wegzuschaffen. Wir sind ihnen ausgeliefert, aber meist nehmen wir sie hin, ohne genauer hinzuschauen.

Dann aber kann es sein, dass uns ein Haus besonders ins Auge fällt, ein Platz, ein Dorfkern. Oder die Fassade einer besonderen Barockkirche. Ein nicht sicher zu bestimmender Architekt soll beteiligt gewesen sein, ein Bauleiter, viele Steinmetzen und Stuckateure, Einheimische und solche aus Nord, Ost und von jenseits der Alpen. Das Werk sei geschaffen nach einem Grundkonzept von Bauleuten aus dem Vorarlberg, genauer von Leuten aus dem damals ärmsten der Armenhäuser, dem Bregenzerwald. Und dieses Ganze zeigt sich als eine große Einheit, geschaffen von einem buchstäblich bunten Haufen. Wie ist die Qualität zustande gekommen? Es muss da jemand gewesen sein, der die Fähigkeit der Leute gekannt, sie ausfindig gemacht, sie gerufen hat. Keine Chronik nennt ihn. Es war jemand, der das Auge hatte.

Das Auge! Auf Ton- und Steintafeln der alten Ägypter ist es bekannt. Ein Auge und sonst nichts, aber mit ganzzahligen Proportionen. Es ist das „Auge der Form“ (2). Und es ist eben die Form, mit der Architektur zum Ausdruck kommt.

Wenn Sie es noch nicht gesehen haben sollten: Anders als die oft grobschlächtig in die schwierige Topographie gebaute Autobahn im Urnerland wirkt sie in der Leventina elegant: die Einfahrten in die Tunnels, die hoch aufragenden Brückenpfeiler. Nicht nur

Eingriff in die Natur, sondern zugleich auch Erhöhung der Natur. Den Namen der Person, die dafür verantwortlich ist, kennen wir (3). Aber ebenso wenig wie bei der Kirche kennen wir jene Person, die dieses „Auge der Form“ berufen hat.

Eine neue Brücke über die Aare habe ich gesehen, auch in Beton gebaut. Sehr solide wirkt sie, ein Ingenieurbauwerk, aber kein Werk der Ingenieurbaukunst. Das „Auge der Form“ war nicht gerufen worden. Ein bisschen anders – und die Brücke hätte auch noch Eleganz, hätte für ein paar Fünflieder (4) Mehrkosten dem Ort mit dem ruhig fließenden Wasser ein prägendes Kennzeichen gegeben.

Sursee, eine Kleinstadt: Vor vierzig Jahren hatte ich sie gesehen. Wirtschaftlich am veröden, die Bauten und Plätze vernachlässigt. Und heute? Lebendig, frisch, ohne Aufputzung. Sehr viele Menschen haben dies bewirkt, kenntnisreich, intelligent, mit Vernunft, Gespür und Ausdauer. Es geht zusammen, wenn sehr vieles zusammen kommt.

Auch bei der Schweizerischen Bundesbahn, die dem Einheimischen ebenso ein Stück Heimat ist. Vor 30 Jahren begann ihr gewaltiger technischer Umbau. Dieser brachte neuen

Komfort, und es entstand ein neues Bild, ein neues SBB-Bild. Was ist heute zu sehen? Neben den Treppen auch Rampen, oft gar Lifte, höhere Perrons, das Einsteigen bequemer, Wartehäuschen zum Schutz gegen Kälte und Wind. Der Zug fährt ein, beinahe lautlos. Rot und Gelb zeigen Türen und Klassen an. Blau sind alle Hinweise mit gut lesbarer weißer Schrift und verständlichen Zeichen. Die alten Bahnhöfe, während Jahrzehnten allmählich verunstaltet, sind erneuert und den neuen Anforderungen angepasst, nicht durchgehend normiert, aber immer mit derselben „Handschrift“. Die kleine Station und der große Bahnhof, die Doppelstockwagen und die Wagen des kleinen Ortsverkehrs, sie zeigen – beinahe immer – diese gleiche unmodisch angenehme „Handschrift“. Und in einigen Wagen die Sätze von Schriftstellern in den vier Landessprachen. Die Dauer einer Menschengeneration hat es erfordert, das alte Bild der SBB in ein neues zu verwandeln. Wie wurde es geschaffen angesichts der ungezählten und sich widerstrebenden technischen und anderen Anforderungen? Es war das besagte „Auge“, das die Besten im Land und darüber hinaus berufen hat. Und es war Verstand, Vernunft, Gespür und kenntnisreiche Ausdauer am Werk. Dieses „Auge“ hat, anders als bei der Kirche, einen Namen: der Berner Architekt Uli Huber. Er hat angeleitet, das zu leisten, was Leon Battista Alberti vor mehr als 600 Jahren gefordert hat: Ein Haus müsse solid gebaut sein, es müsse praktisch eingerichtet sein, es müsse angenehm zum Leben sein und der Misthaufen habe am richtigen Ort zu liegen.

Wie ist es, wenn das „Auge der Form“ fehlt? Kommt man im langen Leben an viele Orte und kommt man später wieder hin, dann ist zu sehen, wie manche von ihnen beinahe unsichtbar langsam, aber allmählich verkümmern. Es sind Regionen, wo Planer

und Architekten von besonderer Qualität und Ausdauer fehlen und sie niemand vermisst. Wo es keine intensive und dauernde Auseinandersetzung über das Bild des Ortes gibt. Wo die Verkümmern hingegenommen wird, weil sie nicht wahrgenommen wird.

Mit Planern und Architekten meine ich nicht nur jene, die frei schaffen, sondern auch jene auf den Ämtern. Das Bauen kann von Amtes wegen verwaltet werden. Die verwaltete Architektur jedoch taugt nur, wenn sie von einem „Auge der Form“ angeleitet wird mit Gespür intelligent, kenntnisreich, vernünftig, anregend, ausdauernd. Zwei solche Augen in den vielen Ämtern vereint wären noch besser und drei ein besonderer Glücksfall. Und diese in derselben Lohnklasse. Damit alles zusammenkommt.

- (1) Aus einer kurzen Rede, gehalten in Anwesenheit vieler Regierungsleute.
- (2) Das vom Ägyptologen Jan Assmann so benannte Horusaugen.
- (3) Rino Tami, dem „Vater der Tessiner Architektur“.
- (4) Schweizer Fünffrankenstück.

STADT UND POLITIK: BÜRGERBETEILIGUNG UND REVOLTE

Cornelius Tafel

Die Polis

In seiner staatsphilosophischen Schrift „Politika“ definierte Aristoteles den Menschen als ein zoon politikón. Er sah ihn damit nicht einfach nur als Teil einer Herde, sondern als ein in der Gemeinschaft verfasstes Wesen. Die antike griechische Kultur und Politik war eine städtische. Für Griechen waren „das Städtische“ und „das Politische“ Synonyme: Im Wort Politik steckt das Wort Polis, die Stadt. Die Stadt stellte Öffentlichkeit her und Gemeinsamkeit dar. Die Gemeinwesen der Griechen waren räumlich weitgehend identisch mit der Stadt und ihrem mehr oder weniger großen Umland. Insofern waren auch Stadt und Staat Synonyme. Politik war etwas, das alle unmittelbar betraf und auch jeden zur Teilnahme aufforderte; unpolitische Bürger nannte man idioten. Auch die andere für unsere Gegenwart bedeutsame antike Kultur, die römische, basiert auf einem stadtstaatlichen Modell, wie es die Römer von ihren Nachbarn, den Etruskern, übernommen hatten. Auch für Römer war die Teilnahme am politischen Leben obligatorisch; je höher der soziale Rang, desto dringlicher. Der Stadtstaat Rom war eine res publica, eine öffentliche Sache.

Die räumliche Konzentration in einer Stadt verschafft einem Gemeinwesen die Voraussetzung zu einem öffentlichen politischen Diskurs und zur Teilhabe aller am politischen Entscheidungsprozess: Nur in einem relativ kleinen Rahmen kann so etwas funktionieren

wie direkte Demokratie, auf den Volksversammlungen im antiken Athen oder in Rom. Eine solche städtische Konzentration kann, muss aber eine republikanische Verfasstheit nicht zwingend hervorbringen: Positive Beispiele sind neben den genannten in der Antike die phönizischen Städte, im Mittelalter die unabhängigen Stadtstaaten Italiens oder Flanderns, die Hansestädte oder die freien Reichsstädte. Gegenbeispiele sind das antike Mesopotamien, das über mehrere Jahrtausende immer neue Stadtstaaten hervorbrachte, die hierarchisch verfasst waren ohne politische Teilhabe der breiten Massen, oder umgekehrt die Schweiz, die direkte Demokratie auch ohne stadtstaatliche Verfasstheit erreicht. Immerhin zeigt ebenso dieses Beispiel, dass die regionale Überschaubarkeit Voraussetzung für direkte Demokratie darstellt. Trotzdem: In Summe gilt, dass das enge Zusammenleben von Menschen und ihr unmittelbarer Austausch gute Voraussetzungen bilden für die Partizipation breiter Bevölkerungsschichten an der politischen Macht.

Die Stadt und die Revolution

Dies gilt auch für das Gegenteil von funktionierender politischer Gestaltung: den politi-

schen Umsturz. Dass in den genannten stadtstaatlichen Beispielen der Antike oder des Mittelalters sich auch die gewaltsamen politischen Umwälzungen in der jeweiligen Stadt selbst ereigneten, versteht sich fast von selbst; ein Beispiel dafür sind in Athen der Staatsstreich des Peisistratos, der Tyrannenmord an seinen Söhnen oder die Herrschaft der 30 Tyrannen. Das gleiche gilt für Rom, etwa die Umsturzversuche der Gracchen 133 und 123 vor Christus. Als das Schicksal Roms nicht mehr in der Stadt, sondern auf den Schlachtfeldern von Pharsalos und Philippi entschieden wurde, war es schon keine funktionierende Republik mehr.

In großen Flächenstaaten spielen die Metropolen als politische Gemeinwesen eine untergeordnete Rolle – welche Bedeutung haben sie in Phasen politischer Umwälzungen? Auch hier ist es die Konzentration von Menschen und ihre Chance, sich unmittelbar zu verständigen, die dazu führt, dass Aufstände zumeist von Städten – und zumeist von besonders großen Städten – ihren Ausgang nehmen. Die französischen Revolutionen von 1789, 1830, 1848, 1871 und auch die Studentenrevolution von 1968 nahmen ihren Ausgang in Paris, die russische Oktoberrevolution in St. Petersburg, die deutsche von 1918 in Berlin und anderen Großstädten.

Die ungeheure Vielfalt des historischen Geschehens kennt auch hier Gegenbeispiele, Revolutionen, die vom flachen Land ihren Ausgang nahmen: die Bauernaufstände von 1525 etwa oder die royalistische „Konterrevolution“ in der Vendée 1793. Von solchen – übrigens letztlich erfolglosen – Ausnahmen abgesehen: der Beginn eines Umsturzes in den Städten ist eher die Regel. Neben der reinen Konzentration von Menschen auf engem Raum spielen hier auch soziale Verhältnisse eine große Rolle, beispielsweise die

Konzentration des Proletariats im Ballungsraum der Großstädte und, am anderen Ende der sozialen Skala, der zumeist hohe Anteil (politisch) Gebildeter. Dennoch: Die schiere Möglichkeit, eine große Anzahl von Menschen in kurzer Zeit auf die Beine zu bringen und ihnen ein Wir-Gefühl zu vermitteln, macht die politische Brisanz von Städten aus. Eine für den Einzelnen unabsehbare Menge von Menschen, und sei deren Anzahl bezogen auf die Gesamteinwohnerzahl eines Landes noch so klein, ruft unweigerlich den Eindruck hervor, eben für dieses gesamte Land repräsentativ zu sein. Bereits im Mittelalter fürchteten die Mächtigen zu Recht städtische Aufstände. Die Lage der jeweiligen Residenz (und/oder Zwingburg) am Stadtrand, die einen rechtzeitigen Rückzug ins offene Land ermöglichte, ist dafür ein Beleg. Bei wachsenden Städten wurde dann, wie in München, die Residenz ebenfalls weiter nach außen verlegt (vom Alten Hof an die jetzige Stelle). Stadtluft machte oft freier, als manchem Herrschenden lieb war.

Die Revolution und das Netz

Das weltweite Netz und seine Betreiber schaffen völlig neue Räume und damit neue Formen von Gemeinschaft (etwa die Facebook- oder die Twitter-Gemeinde), einander überlagernd, vielfach unübersichtlich und der Kontrolle des Einzelnen weitgehend entzogen. Das Netz hat aufgrund des Fehlens von Hierarchien und räumlichen Grenzen von vorneherein den Charakter des Anarchischen. Es ist das ideale Medium für die, die an politischer, publizistischer, wirtschaftlicher und sozialer Macht nicht oder noch nicht teilhaben. Informationen, Scheininformationen und Meinungen finden in äußerster Schnelligkeit Verbreitung über die Grenzen des cartesischen

Raumes hinweg: Ihre Realität ist der multiple, virtuelle Raum.

Welche Bedeutung hat diese Entwicklung für den Realraum? Verliert die physische Präsenz von Menschen ihre Bedeutung für die Politik? Wird die klassische Demonstration durch ihr virtuelles Gegenstück im Netz abgelöst? Ein Blick in die neuere Geschichte bestätigt diese Vermutung nicht. Der Übergang vom anarchischen virtuellen Raum des Netzes zum cartesischen Raum geordneter, wenn auch oft unbefriedigender politischer Strukturen ist schmerzhaft. Ein Aktivist, ein Meinungsmacher im Netz kann in der Realwelt von der politischen Polizei buchstäblich aus dem (Internet)verkehr gezogen werden und ist dann, neben anderen schlimmen Konsequenzen, ebenfalls im Netz aus dem Spiel. Auch ohne Anwendung physischer Gewalt verlieren zum Beispiel chinesische Dissidenten durch völlige Kommunikationssperre ihre mediale Existenz.

Für den politischen Umsturz bedarf es immer noch der physischen Präsenz in der Realwelt. Aufstände erfolgen da, wo eine kritische Masse, die physische Präsenz einer großen Zahl von Menschen erreicht werden kann. Die letzten Monate zeigen dies deutlich. Der

Umsturz gelingt oder scheitert in den Städten, in den Metropolen und Kapitalen, in Tunis, Kairo, Sanaa oder Damaskus. Nicht zuletzt die Erfahrungen der Wende von 1989 bestätigen dies: Leipzig, Berlin, Warschau, Prag, Bukarest, Moskau ... Doch gibt es ebenso Beispiele des Scheiterns: der Tien-an-men-Platz 1989 und Teheran 2009. Es gilt immer noch: Eine gelingende Revolution erfordert den Sieg auf den Straßen der Städte.

MUC VIA NYC UND ZURÜCK

Andreas Winkler

Als ich aus New York zurückkam, war es da. Das Gefühl der Entfremdung. Was war aus ihr geworden. Meiner Heimat. Meiner Stadt. München.

Viele Jahre war ich an anderen Orten: Studium, Praktika und Berufstätigkeit in Paris und New York. Dort habe ich zum ersten Mal erlebt, was „gentrification“ bedeutet, welche Folgen es hat, wenn ein Viertel „aufgewertet“ wird. Eine davon ist sicherlich auch Entfremdung, wenn die Bewohner nicht mehr Schritt halten können.

In New York haben wir damals für den ehemaligen Präsidenten Bill Clinton ein Büro in der 55 West 125th Street eingerichtet. Ursprünglich sollte er ein Büro in den Carnegie Towers beziehen. Stattdessen wurde ein Gebäude gewählt, das zwar nahe des südlich gelegenen Central Parks, eigentlich jedoch bereits mitten in Harlem stand. Die Nachricht war noch druckfrisch, da verließen schon die ersten Nachbarn ihre angrenzenden Häuser und Wohnungen. In New York ist es nicht schwer, den Mieter vor die Tür zu setzen, wenn sich ein lukratives Geschäft bietet.

Binnen kürzester Zeit waren alle Häuser im Block renoviert und erstrahlten in neuem Glanz. Die ehemaligen Bewohner konnten sich ihr Zuhause indes nicht mehr leisten und machten Platz für Andere, Wohlhabendere.

Dieses Phänomen lässt sich überall in der Stadt beobachten. Als ich das erste Mal in New York war, wohnte ich in der Second Avenue, nahe des Gramercy Parks, einem kleinen eingezäunten Privatpark. Das angrenzende East Village war schon damals, im Jahr 1998 im Umbruch. Dies macht die Viertel ja meist besonders interessant. Alte Bausubstanz, eine soziale Durchmischung der Bewohner, erste Galerien und Bars, die eröffnet werden, weitere, die folgen. Bis von der alten Struktur und dem Charme des Aufbruchs nichts mehr bleibt. Dann ist ein solches Viertel beispielsweise vergleichbar mit Soho, wo sich eine Galerie an die nächste reiht, ein Abendessen unerschwinglich ist und die Künstler längst weggezogen sind.

Im Falle von East Village ging dieser Prozess erstaunlich schnell. 1998 war die Avenue A gerade hip und angesagt. Auf der Avenue B öffneten schon die ersten Bars. Avenue C war schon eher sketchy und Avenue D mit den am East River stehenden social housing blocks definitiv No-Go-Area. Als ich 2001 wiederkam und ein Apartment auf der Avenue B bezog, war diese das, was drei Jahre zuvor die Avenue A war und auf der Avenue D öffneten die ersten Bars. Ich hörte sogar davon, dass erste Penthäuser hoch oben auf den social housing blocks am East River bereits als Luxuswohnungen gehandelt wurden. Die Mietpreise im East Village hatten die Upper East Side am Central Park längst überholt. Wer „in“ sein will, der zahlt. Das war nun auch in der südlich zwischen East Village und Chinatown gelegenen Lower East Side zu spüren. Ein Vier-

tel, vormals von emigrierten Juden und später hauptsächlich von Hispanics bewohnt. Als ich einige Jahre später wiederkam, hatte Bernard Tschumi gerade seinen Blue Tower in der Lower East Side fertig gestellt. Er steht kurz vor der Delancey Street und somit nicht mehr weit weg von Chinatown. Damals wohnte ein Freund von mir gleich um die Ecke. Wer hier nun wohl einziehen wird?

Nun war ich zurück aus New York. Ich war wieder dahoam. Bei all meiner Reiselust und Neugier für andere Städte, wollte ich wieder in „meinem“ München leben. Allerdings war das nach Hause kommen wider Erwarten alles andere als ein „Heimspiel“. Der Arbeitsmarkt war rau und der Wohnungsmarkt mau. Es gab wenig Angebote, meist in mittelmäßigen Lagen mit schlechten Ausrichtungen und miserablen Grundrissen, aber das störte anscheinend niemanden. Im Treppenhaus bildeten sich Schlangen, um doch einen Blick auf die möglichen neuen vier Wände zu erhaschen, den Makler mit den gewünschten Informationen über Position, Gehalt, Rücklagen und so weiter zu versorgen und bei Interesse am Objekt anzubieten, doch noch etwas draufzulegen. Nun sind zehn Jahre vergangen, und nichts hat sich an dieser Situation geändert. Es ist eher schlimmer geworden. Durch die

Finanzkrise und unsichere Börsen drängen verstärkt Kapitalanleger in den Wohnungsmarkt. Renditen sind gefragt, in New York wie auch in München.

Was sich jedoch geändert hat, das bin ich. Ich bin nicht mehr der Architektur-Vagabund von damals, der lediglich acht qm in einer WG in Manhattan braucht, um nur mitten drin zu sein. Für meine kleine Familie suchte ich mehr Raum. In meiner Stadt. Ich hatte Glück. Eine Drei-Zimmer-Wohnung in Isarnähe im Gärtnerplatzviertel. Mittlerweile unbezahlbar. Um mich herum wird luxussaniert, was geht. Das Heizkraftwerk wird zur teuersten Immobilie der Stadt. Alle Hinterhöfe werden mit moderner Architektur bestückt. Eigentlich aus Sicht des Architekten nicht schlecht, wenn nur die großen Autos der neuen Nachbarn nicht so viel Platz bräuchten. Wenn nur die schicken Läden auch eine Jeans unter 200 Euro im Sortiment hätten. Wenn nur die Bars nicht bereits über die Grenzen hinaus bekannt wären und sich nicht alle Sprachen der Welt zur gemeinsamen Zigarette vor meinem Fenster versammeln würden...

Und wären für unsere vier Köpfe nicht doch vier Zimmer besser? 100 qm? Mit ein wenig Grün? Und wie wäre es gar mit eigenen vier Wänden? Vielleicht auch etwas zum Renovieren in Eigenregie? In München. Und auch noch in guter Lage? Bei den Preisen? Bei dem Markt?

In meiner Stadt. Oder bin ich ihr entfremdet?

Eine kleine Zitatauswahl zum Thema

„Entfremdung ist eine spezifische Form von Machtverlust: Man driftet durchs Leben, die Dinge passieren einfach, das eigene Leben nimmt sich als selbstständiges Geschehen aus, auf das man keinen Einfluss hat. Sich mit der Welt nichtentfremdet in Beziehung zu setzen heißt, sich diese anzueignen, und Aneignung bedeutet – nehmen wir nur das Beispiel öffentlicher Räume – mehr, als dass man sie nur benutzt; Aneignung ist getragen von der Fähigkeit, die Umstände des eigenen Lebens auch zu prägen... Von Entfremdung spricht man spezifischer, sofern sich jemand mit den sozialen oder politischen Institutionen, in denen er lebt, nicht identifizieren, sie nicht als die seinen begreifen kann. Leicht romantisiert wird Entfremdung als Ausdruck von Entwurzelung und Heimatlosigkeit verstanden, die im konservativ kulturkritischen Repertoire auf die Unübersichtlichkeit oder Anonymität moderner Lebensverhältnisse oder auf die Künstlichkeit ihrer medialen Vermittlung zurückgeführt wird...“ (Rahel Jaeggi)

„Sich in einer Stadt nicht zurechtfinden heißt nicht viel. In einer Stadt sich aber zu verirren, wie man in einem Walde sich verirrt, braucht Schulung.“ (Walter Benjamin)



berufshaftpflichtversicherung
metabridge ausbildung

Berufshaftpflichtversicherung für

- Architekten
- Ingenieure
- Generalplaner
- Sachverständige
- Projektsteuerer

Infos unter:

asscura

Architekten- und Ingenieur
Assecuranzmakler GmbH

Maurer / Dotzauer / Truchseß
Kaltenring 7
82041 Oberhaching

T 089.64 27 57-0
F 089.64 27 57-79
info@asscura.de
www.asscura.de

**Fachmakler des Bund Deutscher
Architekten in Bayern**

FREMDES UND VERTRAUTES – STADTSKIZZEN AUS INDIEN

Michael Gebhard

New-Delhi

Stadt ohne Eigenschaften, Planungsimport des beginnenden 20. Jahrhunderts. Lange Achsen, sternförmig von roundabouts ausstrahlend, so begrünt, ja so begrünt, dass sich New-Delhis Häuser dahinter zu verstecken scheinen. Ein getrübler Blick sucht die Ferne im Smog. New-Delhi belohnt uns mit Kopfschmerz am Nachmittag. Connaught Place – als Zentrum beschrieben. Connaught Place – als zentrales Niemandsland erlebt. New Delhis Häuser sind Häuser mit einem grünen Bart, einem struppigen Gewächs, das alles auf Distanz hält. Zwei Häuser einander gegenüber, Nachbarn sozusagen. In New-Delhi kennen sie sich nicht. Sie bleiben einander fremd, genauso fremd wie uns New-Delhi bleibt. (1)

Old-Delhi

Das Gegenteil von New Delhi. Der Inder warnt: No-Go-Area – selbst für manche Inder. Dicht, dichter, am dichtesten. Menschen und Autos und Mopeds und Rikschas und Waren und Händler, alle in einem Raum, der bei uns Straße genannt wird, in Old Delhi Lebensraum ist. Selbst der Luftraum wird benutzt. Kabel-

gewirr als Affenpfade, auf ihren eigenen Wegen über den Straßen und über den Häusern. Gassen, drei Mann breit und vier Geschosse hoch – schattiges Halbdunkel, das nur mit etwas Mut betreten werden kann. Geruch nach Gewürzen, Moder, Verfall, Urin und immer wieder Urin. Auslagen mit Nüssen, Mandeln, Kardamon, Chilis, Masalas in allen Schattierungen. Bettler, Hunde, Krüppel, kleine schwarzbraune Kinder, die die Hand aufhalten. Hupen immer wieder hupen – das indische Stadtkonzert. Dunkelhäutige Männer mit dunklen Augen, dunkelhäutige Frauen in farbenfrohen Gewändern, sitzend, stehend, fahrradfahrend, lastentragend in und aus allen Richtungen. Ein stetes dichtes Fließen und Kreuzen, sich begegnend, sich störend, einander ausweichend im unendlichen Fluss der Bewegung. (2)

Chandigarh

Chandigarh, oh Chandigarh, Ikone der Moderne. Höhepunkt europäischen Städtebaus und europäischer Architektur seiner Zeit – einer damals jungen Nation implantiert als Symbol ihres Aufbruchs in die Unabhängigkeit. Heute befällt uns ein gewisses Unbehagen, ein zwiespältiger Eindruck. Wir vermissen hier Indien. In wohlgeplanter Organisation entstanden in sich ungewöhnlich unindisch ruhige Sektoren – ein uns bekanntes europäisches Raumgefühl, ein europäisches Flair. Zwischen den Sektoren – als Tribut sozusagen – die Zirkulation der Fahrzeuge in erschreckender Ausschließlichkeit. An den Rändern der Sektoren – Mauern, die sich mit den breiten Straßen gegen den Wunsch der Sektorenbewohner nach Nähe verschworen haben. Das Regierungsforum in Sektor 1, nördlicher Kopf und Highlight vor den Bergen des Himalayas, monumentaler räumlicher Versuch und ultimative Ikone Corbusierscher Raumprägung. Räumlich-architektonisches Symbol eines politisch-postkolo-

nialen Aufbruchs, in ihrer Weite und rudimentären Fassung durch drei Monumentalbauten heute nur noch als große unzusammenhängende Weite lesbar. Austausch verhindert durch räumliche Distanz. Es flanieren Ratte und Eidechse. Trotz allem oder gerade deshalb – Chandigarh ist die teuerste Stadt Indiens, ein heißbegehrter Wohnort. (3)

Jaipur

Pinke Stadt – pinke Stadt? Eher sand- oder erdrosa – zu Ehren eines britischen Prinzgemahls. Pink als indisches Symbol für Gastlichkeit. Die Altstadt – klare, eindeutige Räume als Hinterlassenschaft einer starken, planenden Hand – Maharaj Jai Singh II. Sandrosa oder erdpink, sandpink und erdrosa halten in ihren Abtönungen alles zusammen. Erdgeschossige Arkaden über hunderte von Metern geben dem Auge Halt, Pink bändigt die sich darüber gen Himmel arbeitende indische Formenvielfalt. Fußgänger – sie schreiten hier leicht erhaben über der Straße, gedeckt vom nicht enden wollenden Arkadendach. Geschäfte – unzählige und klein – meist nur ein Raum, völlig zur Straße zu öffnen – bis an die Decke mit Waren gefüllt – Ausbuchtungen der Straße. Sitzen möchten wir hier, in Ruhe schauen, ein Stück weitergehen, wieder sitzen, chai masala trinken – welch euro-

zentrische Vorstellung. Indien funktioniert so nicht. Stehen heißt handeln, Sitzen heißt Verkaufsgespräch. Alles ist geschäftig, laut, schmutzig und trotzdem faszinierend, faszinierend vielfältig und dicht und intensiv. Gegensätze aller Orten, Geschäftemacher stets an deiner Seite. (4)

Jaisalmer

Die Stadt am Rande der Wüste Thar, die goldene Stadt – wieder so ein schöner Name. Die bewohnte Festung. Dicht und eng sitzt sie 99-fach bastoniert über der Stadt, eins mit dem Berg auf dem sie thront. Die Stadt – ohne Autos, nur Motorräder, auch diese omnipräsent und laut. Prachtvolle, feinstziselierete Bauten an jeder Ecke. Gelber Sandstein. Stein der Wüste Thar, fünf Tage gewässert, dann mikrofein gemeißelt. Feinste Strukturen vor flächigem Hintergrund oder filigranste Gitter komplett durchbrochen. Fassaden flächig mit Mustern überzogen, vorspringende Erker, Dachgesimse in allen Höhen lassen uns tatsächlich an tausend und eine Nacht denken. Handels- und Kaufmannshäuser – Haveli genannt, drei-, vier-, fünf- und sechsgeschossig errichtet um eine Mitte aus ruhigen, kühlen Höfen. Prachträume mit Spiegelfliesen und belgischem Glas, gesplittert, mit Fehlstellen, Spiegel des vergangenen Glanzes – des Opiumhandels. Fette Mörtelfugen als moderne Allzweckwaffe gegen den omnipräsenten Zerfall. Der Charme des Morbiden als zwiespältige Frucht allgegenwärtiger Korruption. (5)

(1) New-Delhi: Hauptstadt Indiens; im Norden Indiens, ca. 300.000 Einwohner, 6.900 Einwohner/qkm; 1912 bis 1928 nach Plänen von Sir Edward Luytens südlich des alten Delhi errichtet, löste Kalkutta als Hauptstadt des britischen Indiens ab.

(2) Old-Delhi: Wie New-Delhi Teil des Hauptstadttterritoriums Delhi mit ca. 18 Mio. Einwohnern; Old-Delhi ca. 600.000 Einwohner, Dichte ca. 20.000 Einwohner/qkm; Ursprünge der heutigen Stadt bis ca. 730 n. Chr., erste Siedlungsspuren bereits 1.200 v. Chr.

(3) Chandigarh: Stadt im Norden Indiens, nördlich von Delhi, ca. 1,1 Mio. Einwohner, ca. 9.300 Einwohner/qkm, ab 1947 nach Plänen von Albert Mayer, Maciej Nowicki und nachfolgend von Le Corbusier entwickelte Planstadt.

(4) Jaipur: Stadt im Norden Indiens, 300 km südwestlich von Delhi, ca. 2,4 Mio. Einwohner, Hauptstadt des Bundesstaates Rajasthan, Gründung 1727.

(5) Jaisalmer: Stadt im Nordwesten Indiens, nahe der Grenze zu Pakistan in der Wüste Thar gelegen, ca. 60.000 Einwohner, gegründet 1156.

FREMD ODER NICHT FREMD? BUNTE FARBEN IN DER STADT

Monica Hoffmann

Der eine oder andere Leser wird ihn kennen, Ruy Ohtake, Architekt aus Sao Paulo. Ich habe von ihm in der Frankfurter Allgemeine Zeitung gelesen, als Anfang November 2009 Josef Oehrlein einen Beitrag über ihn geschrieben hat: nicht über seine bekannten modernen Bauten, sondern über seine Aktion zur Verschönerung der Favela Heliópolis in Sao Paulo. „Die Farbe macht den Unterschied“, lautet sein Motto für die Verschönerung der Elendssiedlung, und gemeinsam mit der „Gesellschaft für Wohnungsbau und städtische Entwicklung von Sao Paulo“ hat er in nur zwei Tagen ein kleines Wunder vollbracht. Die Bewohner von Heliópolis wählten 278 Gebäude aus, die als erste einen bunten Anstrich erhalten sollten und legten die Farben fest, aus denen Ohtake eine Skala für die Häuser entwarf. Acht Arbeitslosen wurde das Anstreichen beigebracht, sie erhielten 16 EUR am Tag, eine Firma stellte kostenlos das Material zur Verfügung.

Statt der unverputzten, grauen oder verschmutzten Wände wechseln sich nun blaue, gelbe, orange, grüne, rosa Flächen auf den Fassaden der sich dicht an dicht reihenden kleinen Häuser ab. Nach fünf Monaten Arbeit geben die vielfältigsten Bunttöne den ausgesuchten Gebieten in der Sonnenstadt ein neues Antlitz. Es sind fröhliche, kräftige Farben für die Siedlung, die auf kleinteiligen Fassaden aufgetragen lebendige Muster in die Straßen bringen und – da von Ohtake geschickt aufeinander abgestimmt – weder aufdringlich noch unharmonisch erscheinen. In Heliópolis wirkt die bunte Farbe gemeinschaftsbildend und motivierend. Sie stärkt das

Verantwortungsgefühl ihrer Bewohner für ihr Viertel und hält die öffentliche Hand an, die Urbanisierung von Heliópolis mit seinen 130.000 Einwohnern voranzutreiben. In dem nun legalisierten Umfeld mit einer funktionierenden Infrastruktur wird den Bewohnern der soziale Aufstieg erleichtert, Läden machen bessere Geschäfte, viele Bürger sind nun stolz, in Heliópolis zu wohnen.

Kräftige bunte Farbigkeit an Fassaden kann aber auch das Gegenteil bewirken: Sie kann trennen statt verbinden und ein Gebäude von seinem Umfeld entfremden. Ein Beispiel in der Münchener Maxvorstadt: Von einer respektvollen Haltung kann keine Rede sein, wenn sich ein grelles Orange auf der Fassade eines gewöhnlichen Wohnhauses zeigt, das inmitten von steinsichtigen, fein in den Nuancen abgestimmten und großteils denkmalgeschützten Bauten steht. Durch ihr lautes Auftreten zerstört eine solche Fassade einen harmonisch wirkenden Straßenraum und auch geschlossenen wirkenden Innenhof, gebärdet sich rücksichtslos gegenüber seinen Nachbarn, die nun nicht mehr mit eleganten steinsichtigen Tönungen punkten, sondern neben dem reinen Orange zwangsläufig verschmutzt wirken.

Apfelgrün, Zitronengelb, Veilchenblau, immer wieder und immer öfter tauchen sie auf in der Stadt: Gebäude, bei denen aus Gedankenlosigkeit oder im Bestreben nach etwas Anderem, Besonderen zu kräftig in den Farbtopf gegriffen wurde und andere nicht nur zur Nachahmung, sondern zu noch mehr Mut zur bunten Farbe anstiftet. Je auffallender, desto besser. Schließlich wird dann über sie geschrieben – zumindest in deutschen Architekturzeitschriften, in denen das Thema Farbe am Bau mit kräftiger Buntheit gleichgesetzt wird. Ganz anders in Schweizer Bauzeitschriften, in denen

es um den konzeptionellen Einsatz der Farbe geht und auch feinsinnig abgestimmte Farbgebungen beachtet werden.

Starkbunte Fassaden, die vereinzelt auftreten, ziehen unsere Aufmerksamkeit an. Großflächig sind sie unserem Auge ungewohnt und in der gebauten Umwelt einer Stadt wie München materiell nicht selbstverständlich verankert. Doch keiner empört sich mehr. Spektakel? Auffallen um jeden Preis? Alles ist möglich? Differenzierung statt Gemeinschaft? Ein Zeichen der Zeit, dass sich selbst in der Farbgebung von Bauwerken niederschlägt? Oder etwa Gleichgültigkeit gegenüber dem Erscheinungsbild der Stadt? Die weitere Entwicklung bleibt abzuwarten. Auf jeden Fall wird der empfindsame Ästhet, den die Disharmonie schmerzt, noch für einige Zeit so manche Straßen meiden müssen, und so manche Wohnungen werden tagsüber aufgrund ihres extrem leuchtenden Gegenübers keine weißen Wände mehr haben. Na und? Freiheit nennt man das dann gerne. Stimmt. Stadt hat viel mit Freiheit zu tun. Doch es stimmt auch, dass Stadt mit Vertrauen in Regeln und mit Rücksichtnahme zu tun hat. Gerade Farbe ist bestens geeignet, im gebauten Raum die Balance zwischen Individualität und Bezugnahme herzustellen. Und das heißt einfach

nur, vor dem Anstreichen oder der Wahl der Fassadenbekleidung nachzudenken, natürlich dann nicht das bequeme Gleiche zu wählen, sondern den besonderen farblichen Charakter des Umfeldes erspüren, die Vielfalt der Bauwerke, ihre Andersartigkeit zu betonen und sich doch mit dem Straßenraum oder dem Platz zu identifizieren. Für dieses Sowohl-als-auch bietet das Gestaltungsmittel Farbe schier unerschöpfliche Möglichkeiten.

Jede Stadt hat ihren eigenen Farbkord, der sich historisch entwickelt und dabei auch immer wieder verändert, gleichwohl sind die meisten Städte noch immer geprägt durch die Gesteine und die Erden der sie umgebenden Landschaft, aus denen sich die meisten Fassadenfarben ergeben haben. Erst mit der Herstellung von synthetischen Pigmenten sowie Bindemitteln und der Option, Bekleidungsmaterialien aus allen Winkeln der Erde herbeizuschaffen, hat sich das grundlegend geändert. Den Farbwünschen sind heute kaum noch Grenzen gesetzt. Natürlich darf Identität einer Stadt nicht zum Stillstand führen. Zur Stadt gehört ebenso das Neue, die Veränderung. Die aber nur Bestand haben wird, wenn sie sich immer noch bezieht, wenn sie die individuellen Qualitäten einer Stadt erforscht und berücksichtigt. Dazu gehört beispielsweise auch, solche Farben einzusetzen, die im Licht des Ortes ihren eigenen Charakter ausspielen können. Deswegen sind Farben in Hamburg anders zu wählen als in München. Ein Blau strahlt im kühlen Licht des Nordens eben viel intensiver.

Stadt hat mit Raum zu tun und mit gestalterischer Dramaturgie. Die Straße, der Platz, sich öffnend und wieder verschließend, eine Abfolge von spannenden Räumen im Idealfall, die zum Flanieren einladen oder zum Verweilen. Solche städtischen Situationen

werden auch durch die Farbigkeit geprägt, ohne dass sie grell und auffallend sein muss. Allein durch die Wahl ihrer Helligkeit kann sie Raumtiefen steigern, Engen betonen, an Kreuzungen Akzente setzen, durch gleiche Farbtöne können Ruhezone geschlossen, durch dynamische Kompositionen Bewegungsräume optisch gesteigert werden. Farbdramaturgie in der Stadt kann prägnante Orte und visuelle Zusammenhänge bestens stärken. Neues muss dabei nicht zwangsläufig Disharmonie erzeugen. Wie gesagt, Stadt ist beides: Freiheit und Bezogensein. Jede Stadt hat ihre eigene Atmosphäre, jedes Viertel seinen eigenen Charme. Die Maxvorstadt ist eben nicht Heliópolis.

VOM WIEDERAUFBAU ZUR VERÖDUNG?

Erwien Wachter zu einem Interview mit Harald Bodenschatz

Einem Interview der Bundeszentrale für politische Bildung mit Harald Bodenschatz, Professor für Planungs- und Architektursoziologie an der TU Berlin mit den Forschungsschwerpunkten Planungs- und Architektursoziologie, Stadtplanungs- und Städtebaugeschichte sowie postmoderner Städtebau, ist die Feststellung vorangestellt, dass 60 Jahre nach Kriegsende eine Verödung der Städte zu beobachten sei. Die Ursachen seien sowohl auf sozialer und wirtschaftlicher wie auch geistiger Ebene zu suchen.

Für Harald Bodenschatz ist diese Zustandsbeschreibung nicht angemessen. Man könne nicht von einem durchgängigen Trend der Verödung sprechen, da weder alle Städte noch alle Räume in der Stadt betroffen seien. Dennoch, so Bodenschatz, seien Probleme wie etwa die Zersiedelung unübersehbar. Wichtige Rahmenbedingungen auf der Ebene des Bundes, beispielsweise Pendlerpauschale oder Eigenheimzulage, förderten diese Entwicklung. Mit „Leitprojekten und den aktiven Aufbau einer Innenstadtrevitalisierungskohalition“ könnten die Kommunen die Dezentralisierung zumindest bremsen. Dass auch einige schrumpfende Städte den Strukturwandel zu Gunsten der Innenstädte wenden können, zeigten zahlreiche Beispiele in Europa. Ein Problem bleibe, so Bodenschatz weiter: die Konkurrenz innerhalb der Stadtregion. Diese müsse durch neue Kooperationen heruntergefahren werden. Auf die leeren Kassen vieler Kommunen angesprochen, stelle sich die Frage, ob bei dem dadurch verknüpften Handlungsspielraum Deutschlands Städte nur noch von ihrer Substanz lebten. Bodenschatz sieht die Kommunen im Vergleich zu früheren Perioden in einer dramatischen Lage. Sie

müssten heute ihre aktive Rolle neu bestimmen. Selbstbewusst sollten Rahmen gesetzt werden, die eine öffentliche Projektklärung garantieren. Das helfe auch – seriösen – Investoren und Fondsgesellschaften ihre Bauprojekte auf den Filetstücken im Stadtraum mit den Bedürfnissen der Bürger und Bewohner in Einklang zu bringen. Schwindende Identität und Zugehörigkeitsgefühl stellten in der heutigen Stadt, die von einer zersplitterten, von Parallelgesellschaften und steigender Armut gekennzeichneten Gesellschaft geprägt wird, ein weiteres Problem dar. Für Bodenschatz verbindet sich damit die Klärung des Umfangs und der Orte dieser Erscheinungen. Zu bedauern sei, dass sich die Identifikation mit einer Stadt immer mehr auf das Zentrum beschränkt, das zwar aufregt und bewegt, aber bei aller Bedeutung von den Bürgern selbst kaum besucht und genutzt wird. Harald Bodenschatz: „Die Zukunft der Großstadtzentren wird daher letztlich, das wäre meine zentrale These, nicht so sehr in den Zentren entschieden, sondern an der Peripherie. Wenn das Wachstum der Peripherie weiter treibhausmäßig gefördert wird, bleibt die Konkurrenz zwischen Zentrum und Peripherie ein Hase-Igel-Rennen.“

Quelle: www.bpb.de

IN EIGENER SACHE

Erwin Wachter

1926 forderte Paul Valéry in analytischer Schärfe, die nichts an Aktualität verloren hat, von einem Druckwerk, dass es „ein Ding sei mit eigener Persönlichkeit, das den Stempel eines besonderen Geistes trägt und das hohe Bemühen um eine ausgewogene und bewusste Ordnung verrät“. Ein hehres Ziel, das sich die Redaktionen seit der Gründung 1967 für die „Braunen Blätter“ gesetzt haben könnten. Im Rahmen unserer Möglichkeiten heißt dies, eine lebendige Zeitschrift rund um die Architektur zu schaffen, die sich verändern und nicht im Korsett der Konservierung erstarren will. Dazu gehört auch, immer wieder ein Signal zu setzen, an einen Relaunch zu denken. In guter Tradition fiel die neueste Veränderung moderat aus. Da wir alle die Sprache lieben und ihr die Kraft eigener Bildhaftigkeit einräumen, wird das Bilderlose geradezu als Pflicht bewahrt, die Wahl des Papiers, seiner Farbe, seiner haptischen Qualität weiterhin ihren Erkennungswert in die Zukunft transformieren. Modernisiert wurden das äußere und innere Erscheinungsbild, neue Rubriken füllen die Zeitschrift, Zeitgemäßes soll spannend und prägnant den Leser antreffen, auch mit Charme und auf keinen Fall glattgebügelt. Wir finden Anregungen, Austausch, konträre Meinungen gut. Wir lassen uns inspirieren und gern überzeugen. Wir wollen Anstöße geben und Perspektiven aufzeigen. Wenn wir dabei auch einmal anecken, das gehört zu unserem Metier.

Immer wieder wird auch auf das modernere Medium: den Bildschirm verwiesen. Die Metapher Valérys gewinnt aber dadurch heute eine noch schärfere Kontur. Freilich bannt laut H. M.

McLuhan jedes neue Medium seine unvorbereiteten Betrachter. Aber ausgereifte Medien werden dadurch ja nicht obsolet – obschon die, die viel Geld in neue Techniken investiert haben, das natürlich gerne sehen würden. Internet ist Fernsehen plus Interaktion plus Massenspeicher plus technifizierter Zeitdruck. Über dieses Medium unsere Bildungsprozesse zu befördern, ist ein Versuch, in dem leicht Datenverarbeitung mit Wissenserwerb verwechselt wird und das Bewusstsein verloren geht, dass Denken Zeit und Geduld, mit einem Wort: die Langsamkeit braucht. Davon überzeugt, hält die Redaktion an den Materialien „Braunen Blättern“ fest und hat einen kleinen Wettbewerb zwischen jungen Grafikdesignern initiiert. Das Ergebnis hat sich in Heft 1.11 gezeigt. Ob es gefällt, das entscheiden unsere Leser, am Besten jeder für sich.

Die BDA Informationen 3-2011 befassen sich mit dem Thema „Echt“. Und wie immer freuen wir uns über Anregungen, über kurze und natürlich auch längere Beiträge unserer Leser.

Redaktionsschluss: 19. September 2011



Innenhafen Dusseldorf (NF 1)
Architekten: Foster and Partners London



Die Moeding ALPHATON®-Ziegelfassade,
der Maßstab für Wirtschaftlichkeit und
Wohnqualität,

das Fassaden-System der Zukunft.

-vorgehängt, hinterlüftet, wärmedämmt-

Moeding Keramikfassaden GmbH
Ludwig-Girnghuber-Straße 1
84163 Marklkofen
Germany

Telefon +49 (0) 87 32 / 24 60 0
Telefax +49 (0) 87 32 / 24 66 9

www.moeding.de

CONTRA

„DIE JURY“

Gerd Feuser

Im Feuilleton zum Wochenende am 30. April 2011 veröffentlichte die SZ einen Beitrag von Gerhard Matzig zum Wettbewerb für das Denkmal der Deutschen Einheit, wenig später am 2. Mai 2011 ein Interview mit dem Preisgerichtsvorsitzenden Meinhard von Gerkan zum gleichen Thema. Matzig kritisierte einleitend das Ergebnis, dann im Hauptteil besprach er die Arbeit einer Jury. Daher der Titel. Jedoch war es nicht die Berliner Preisgerichtssitzung, sondern eine fiktive, mit keiner erkennbaren Aufgabenstellung. Aus der Kritik am Wettbewerbsergebnis machte Matzig einen Verriss, für uns verständlich. Unverständlicher Weise aber wird seine Schilderung einer Preisgerichtssitzung auch ein Verriss. Die

herbe Kritik am Berliner Ergebnis ist richtig, denn diese betrifft uns alle als Bürger. Das Zerrbild einer Preisgerichtssitzung und damit des Wettbewerbs allgemein aber trifft unseren Berufsstand. Das Bild ist verletzend und dient der Sache in keiner Weise. Anlass ist wohl eine schlechte Erfahrung in einer Jury. Darüber aber hätte man zeitnah berichten und die Fehler aufzeigen müssen.

Von Gerkan, der Preisgerichtsvorsitzende, gibt ein Interview zum Ergebnis und Sitzungsablauf. „Ach du Schande“, hofft Gerhard Matzig, möge jemand ausgerufen haben am Ende der Preisgerichtssitzung für das Denkmal der Deutschen Einheit, als die Arbeit von Milla & Partner mit Sascha Waltz, eine Schaukel, von der Jury mit dem 1. Preis bedacht wurde. Matzigs Einschätzung zum Urteil trifft zu. Sie trifft aber auch zu für die Auslobung, angefangen von der schwachen Aufgabenformulierung bis zu den mageren Beurteilungskriterien. Die Kriterien sind wirklich mager, beschränkt ausschließlich auf wenige Begriffe, nämlich „Entwurfsidee / Leitgedanke“ und „Inhaltliche Aussage“. Nur diese zielen auf den Kern der Aufgabe. So mager wie die Kriterien waren dann auch Kritik und Ergebnis.

Zweifel und Schwierigkeiten wurden schon bald nach dem Beschluss des Bundestags 2007 deutlich. So definierte der Regierungsbeauftragte Ziele zur Form und Gestaltung des Denkmals zurückhaltend: „Das Denkmal kann nicht die tiefgreifende Beschäftigung mit den vielfältigen Fragestellungen ersetzen, die sich aus der Diskussion um Freiheit und Einheit in Europa ergeben.“ Trotz der erkennbaren Unsicherheit meint Matzig, „die Berliner Wipp-Jury“ hat bestimmt tadellos gearbeitet in den beiden Bewertungsrunden. Matzig schön. Zerstritten seien die Preisrichter gewesen,

berichtet von Gerkan und das Ergebnis sei „missverständlich, kitschig, vordergründig“.

Unsicherheiten in der Auslobung und seine Schilderung lassen vermuten, die „hochkarätig besetzte Jury“ habe eben nicht tadellos gearbeitet. Besonders die Vorbereitung war nicht tadellos. „Die Preisrichter und ihre Stellvertreter sollen sich an der Vorbereitung der Auslobung, an der Preisrichtervorbesprechung, Kolloquium und Beantwortung von Rückfragen beteiligen“, fordern die Regeln für einen Wettbewerb. Die beklagte Zerstrittenheit im Preisgericht und folgerichtig das schwache Ergebnis sprechen nicht für eine gute Vorbereitung. So wurde Beliebiges gefordert und auch angeboten. Hier zum beliebigen Gebrauch ein großes Spielzeug, eine Schaukel. Dies wirft die Frage erneut auf, ob man zur Erinnerung an die Wiedervereinigung heute ein Denkmal braucht.

Die Kritik von Gerkans trifft zu, nicht aber seine Argumente, mit denen er den Rücktritt aus dem Preisgericht begründet. Der Vorsitzende wollte dem Ergebnis nicht zustimmen. Er hätte es verhindern können, möglicherweise schon vor der schwierigen Preisgerichtssitzung durch sein Eingreifen bei der Formulierung der Ziele und der Kriterien in den Vorbesprechun-

gen. Somit sind wir wieder, wie oben, bei der sorgfältigen Vorbereitung, die wesentlich dazu beiträgt, den Erfolg eines Wettbewerbs zu sichern.

Nun zu Matzigs Hauptteil, der einen Widerspruch im Interesse der Architekten verlangt: Es ist die Schilderung einer Preisgerichtssitzung, in der alle Beteiligten wie Karikaturen verzerrt werden und der Sitzungsablauf zu einer Farce gerät. Die Schilderung ist keineswegs witzig, sondern eine fortgesetzte Beleidigung für alle, die sich mit einem Wettbewerb jemals befasst haben, für Auslober, Preisrichter, Teilnehmer und auch für alle diejenigen, die sich in den Kammern und Verbänden für Wettbewerbe eingesetzt haben. Warum?

Matzig verschiebt seine Darstellung einer Preisgerichtssitzung hinaus aus Berlin und auch hinaus aus der Realität, er macht daraus eine fiktive Veranstaltung. Er kann somit keine bestimmten Vergehen anprangern und kein bestimmtes Urteil, sondern kommt zwangsläufig zu einem Vorurteil gegen das Wettbewerbswesen. Er übergeht auf grobe Art die beiden wesentlichen Grundsätze, die die den Wettbewerb rechtfertigen. Sie lassen sich auf nur zwei einfache Fragen zurückführen: Was ist ein Wettbewerb? Was kann der Wettbewerb leisten?

In einem Wettbewerb werden von den Teilnehmern unter gleichen Bedingungen deskriptive Lösungen einer gleichen Aufgabe in Plan, Modell und Erläuterungen verlangt. In dieser Form werden alle Beiträge unter strengster Wahrung von Anonymität zur Beurteilung durch ein unabhängiges Preisgericht eingebracht. Die Wettbewerbsleistung hat zum Inhalt somit nur eine Idee, kein fer-

tiges Werk, und Urteile zu Ideen haben mehr mutmaßlichen Charakter als einen Wahrheitscharakter „richtig“ oder „falsch“.

Die Leistungen des Wettbewerbs zielen ab auf eine klare Aufgabe aus der Architektur oder der bildenden Kunst. Gesucht werden sowohl die beste Lösung für die Aufgabe wie auch für die Ausführung des Werkes der geeignete Architekt oder Künstler. Diese Definition von Zielen und Zweck war schon in der Präambel der guten alten GRW „Grundsätze und Richtlinien zum Wettbewerbswesen“ klar festgehalten, wurden aber in der schlechteren RPW von 2009 übernommen. So ist die Durchführung von Wettbewerben eine bundesweite kulturelle und gesellschaftliche Aufgabe. Sie verdient Unterstützung und keinen Spott.

Die acht Abschnitte in Matzigs Hauptteil sind alle betitelt, teilweise mit Begriffen aus dem Wettbewerbswesen, wahllos, fast keiner setzt sich mit dem geregelten Ablauf einer Jury auseinander. Mit den Karikaturen zu den Beteiligten folgen Falschaussagen in der Sache. Dazu Beispiele: Erstes Opfer ist der Vorsitzende. Er hat die Aufgabe, den rechtlich geregelten Ablauf zu besorgen und die diversen Einzelbeurteilungen aus unterschiedlichen Fachbereichen zu bündeln, nicht zu spalten wie Matzig sagt,

und zudem jede Arbeit und ihren Verfasser als Anwalt zu vertreten. Unangemessen ist auch der alte Vorwurf, verlorene Wettbewerbsbeiträge so vieler Architekten seien verschwendetes Vermögen. Wettbewerbe boten schon immer das Feld, auf dem junge Architekten ihr Können messen wollen. Auch deshalb verdienen sie unseren Schutz. Alle diese Teilnehmer kennen Ablauf und Bewertungsverfahren: Im ersten Rundgang kann eine Arbeit nur einstimmig ausgeschlossen werden. In den folgenden Rundgängen wird nach dem Prinzip der Negativauslese verfahren, wie es in den „Grundsätzen und Richtlinien zum Wettbewerbswesen“ vorgesehen ist. Die dargestellte, beschreibende Definition von Qualitätsmerkmalen ist Grundlage zur Beurteilung. Sie lässt keine andere gerechte Auslese zu.

Unter einem eigenen Abschnitt wird angezweifelt, ob eine innovative Arbeit bei dieser Auslese eine Chance hat. Sie hat diese regelgerechte Chance wirklich, die durch einstimmiges Votum zu einem Sonderpreis und Auftrag führen kann, auch wenn das Programm abweichend erfüllt wurde. Matzig schrieb im Zorn und daher missverständlich, erzielte Ärger und verfehlte sein Ziel. Die von der GRW abgelöste RPW hat durch europaweit verpflichtete Überarbeitung und durch andere

Anforderungen an Umfang zugenommen und muss auf den Prüfstand. Kritik also sollte sein mit dem Ziel, weiterhin zur Durchführung von Wettbewerben ein brauchbares, knappes Regelwerk in der Hand zu haben, das wieder mehr für diese Verfahren wirbt, indem es auch einen für den Auslober tragbaren Kostenrahmen setzt und möglichst vielen, besonders jungen Architekten die Teilnahme ermöglicht.

KRITIK DER KRITIK VIII

WOLFGANG JEAN STOCK IM GESPRÄCH

WJS: drei Buchstaben, eine Marke der Architekturkritik – Wolfgang Jean Stock. Dass er ein alter Haudegen der Kritik sei, das wisse er selbst, sagt WJS. Dass alte Degen auch scharf sein können, beweist er stets aufs Neue – so auch hier. Er ist einer der scheinbar gar nicht wenigen, die aus verwandten Bereichen, wie Geschichte, Politologie und Soziologie zum Journalismus und zur Kritik gestoßen sind. Wenn er nebenbei erzählt, dass er schon als Teenager sein Taschengeld für seine damaligen „Götter“ Le Corbusier und Richard Neutra ausgegeben habe, so verwundert es, dass er nicht gleich Architekt wurde. Er hat uns nicht verraten, ob er das bedauert. Seine Leser, glaube ich, sind nicht traurig darüber.

Ist doch ein weiterer Architekt gut, ein schlagfertiger Kritiker aber kaum verzichtbar.

Die Kritik ist in der Krise – ein vielbeschworenes Szenario. Wen außer einem eingeschworenen Zirkel aus Architekten und Kritikern interessiert sie denn noch – die Kritik?

Die Architekturkritik interessiert viele Menschen. Sie könnte noch mehr interessieren, wenn sie anders auftreten würde. Aus meiner langjährigen Tätigkeit als Kritiker ist mir bewusst, dass das Publikum der unterschiedlichen Medien, in denen Kritik stattfindet, sehr verschieden ist. In einer seriösen Tages- oder Wochenzeitung muss ich ein Publikum erreichen, das nicht bis in die letzten Feinheiten von Konstruktion oder Materialverwendung aufgeklärt werden möchte. Umgekehrt wird von einer Fachkritik in einer Architekturzeitschrift erwartet, dass man sich von der städtebaulichen Situation über den Entwurf bis hin zur Lösung von Details umfassend auf ein Thema einlässt. In der seriösen Tages- und Wochenpresse wird mir manchmal jedoch zu viel fachgesimpelt. Man sollte gerade in diesem Bereich überlegen, ob man die Geschichten nicht anders erzählen sollte.

Wie würden Sie Ihr Verhältnis zur aktuellen Architekturkritik beschreiben ?

Sie können mich heute in einem Zustand von einerseits Zufriedenheit und andererseits Zorn erleben. Mit Zufriedenheit sehe ich, dass die Architektur beim breiten Publikum in den letzten 15 bis

20 Jahren mehr Interesse findet als davor. Das hat aber nicht nur Licht-, sondern auch seine Schattenseiten. Ganz fatal finde ich den unerträglichen Star-Kult, der in den Medien getrieben wird. Dadurch wird die Architektur in der Rezeption des Publikums auf ein paar dominierende „Marken“ eingengt. In der Architekturszene wird das unmittelbar relevant für die Existenz zahlreicher Büros, weil viele Bauherren sich auf genau diese Marken versteifen und viele Talente dadurch keine Chance mehr erhalten. Es wird heute viel zu viel personalisiert. Man redet nicht mehr zuerst von der Architektur selbst und fragt erst dann nach dem Entwurfsverfasser, sondern stellt die Person in den Vordergrund. Dabei ist Architektur die spannendste, aber auch schwierigste und verantwortungsvollste Kulturaufgabe, die wir haben. Die Architektur bestimmt ja unseren Alltag vom Aufstehen bis zum Schlafengehen.

Gleichgültigkeit und Übersättigung sind die größten Feinde der Kritik. Das ist kein fruchtbares Feld, das ist ein steiniger Acker! Wie reagiert die Kritik?

Die Kritik sollte einen viel offeneren Blick für die aktuelle oder künftige Entwicklung haben,

also weg von der Konzentration auf Sonderaufgaben wie Museen, Bahnhöfe, Konzertsäle und so weiter, die bevorzugt veröffentlicht werden. Die Mehrheit der Menschen interessiert sich durchaus auch für andere Themen wie etwa das Wohnen. Auch hier gibt es immer wieder aktuelle Entwicklungen, die der Betrachtung und der Kritik wert sind. Ich bin übrigens einer der wenigen Kritiker, die immer in Neubauten gewohnt haben. Die meisten Kritiker wie auch Architekten wohnen in Altbauwohnungen mit abgetrennten Zimmern – eben nicht in den von ihnen so oft gepriesenen Raumkontinua. Grundsätzlich käme es darauf an, dass die Kritik viel mehr Projekte am Ort oder in der Region vorstellt. Dabei sollte man so lehrreich wie anschaulich den Menschen Leistungen nahebringen, die ihnen eine Orientierung geben können.

Wir Leser fordern Kritiken mit Unterhaltungswert. Wieviel Unterhaltungswert muss oder darf Kritik haben?

Auch wenn wir eine Theaterkritik lesen, möchten wir ja nicht nur informiert werden und eine Wertung erhalten. Wir möchten auch unterhalten werden. Gerhard Stadelmeier zum Beispiel, der Theaterkritiker der FAZ, der nicht immer so schreibt, wie ich es für richtig hielte, unterhält mich. Den lese ich deshalb trotzdem gern. Es gibt Kritiken von Joachim Kaiser über Musik, die den Leser sozusagen im Sprachfluss mitgezogen haben. Ob man seiner Meinung beipflichtete, dass etwa das Adagio richtig ausgeführt wurde, spielt dann keine Rolle. Ich frage mich schon, warum man sich das nicht bei der Architekturkritik traut. Was es allerdings nicht geben darf, sind Gags, genauso wenig, wie nach meiner Auffassung Gags in der Architektur selbst erlaubt sind. Ich will noch ein positives Bei-

spiel hervorheben, aus einer SZ-Serie, in der Architekturbüros vorgestellt wurden. Gottfried Knapp hatte das Büro von Zaha Hadid in London besucht. Er hat dann ohne jedes Vorurteil einfach beschrieben, wie es dort so zugeht. Fazit war: Diese Frau ist eine egozentrische, über alle Maßen ehrgeizige Sklavenhalterin. Der Artikel war einerseits lehrreich, weil man etwas über die Arbeitsbedingungen in einem dieser international tätigen Büros erfuhr, und er war unterhaltsam, weil man die Hintergründe und Einstellungen der entscheidenden Personen mitbekam.

Auch der Unterhaltungswert hat seine Tücken. Es gibt, insbesondere in der Feuilletonkritik, einen gerne gebrauchten Duktus, der die Dinge, über die gesprochen wird, in einem amüsant ironischen Ton an den Leser zu bringen versucht. Manchmal kommt einem bei diesem Tonfall der Ambiguität der Verdacht, dass der Autor seine Thesen nur zur Probe lanciert, um sie gegebenenfalls gleich wieder einzukassieren und beim nächsten Mal das Gegenteil zu behaupten. Unterstellt, dass Ernsthaftigkeit ein wesentliches Fundament oder gar der Kern der Kritik sei, kann eine Kritik dieses ambiguen Tons noch ernst genommen werden?

Man muss es ja mit der Seriosität und Ernsthaftigkeit nicht übertreiben. Man sollte aber wissen, dass man als Schreibender eine ganz große Verantwortung hat. Als ich Ende 1985 vom Kunstverein München ins Feuilleton der SZ kam, war einer der ersten Sätze von Doris Schmidt, der wirklich erfahrungsgesättigten, älteren Dame: „Mein lieber Jean, ich freue mich, dass Sie nun zu unserem Kritikerteam gehören, aber bitte bedenken Sie, dass Sie mit nur einer Kritik, in der Sie harsche Worte verwenden, die Karriere eines Künstlers oder Architekten ruinieren können.“

Ich finde, es existiert ein wunderbares Gegenstück zur deutschen Feuilletonkritik unserer Tage – Dorothy Parker, die New Yorker Literatur- und Theaterkritikerin der 1920er Jahre. Ihre Kritik ist ebenso messerscharf schneidend wie treffend, und man hat nie den Eindruck, dass sie auch nur ein Wort zurücknehmen würde. Ein Beispiel ihrer unglaublichen Frechheiten – Kathrin Hepburn beherrscht die Skala der Gefühle von A bis B. Ist das ein angelsächsisches Phänomen, das in Deutschland nicht wiederholbar ist, oder fehlen uns einfach die entsprechend veranlagten Kritiker?

Ich lese auch viel Architekturkritik im englischen Original und stelle dabei immer wieder fest, wie anders, sozusagen freier die Angelsachsen schreiben. Peter Davey, eine große Figur der internationalen Architekturkritik, langjähriger Leiter der Architectural Review in London, hat kürzlich die Werkmonographie eines finnischen Büros eingeleitet. Darauf folgte der Text einer finnischen Wissenschaftlerin, und im Vergleich konnte man die Unterschiede unmittelbar erkennen. Das hängt vermutlich auch mit der Sprache selbst zusammen. Ich will zu den nationalen Unterschieden noch ein anderes Beispiel geben: In der italienischen Kritik wird nicht selten auf sehr schwelgerische, ja teilweise lobhudele Art und Weise über die Hintergründe und den Überbau eines Entwurfs gesprochen.

Architekturkritiker kommen aus den unterschiedlichsten Randbereichen, die mit Architektur verbunden sind. Manche haben eine Architekturausbildung, andere sind Kunsthistoriker etc. Wolfgang Bachmann hat sich einmal verwundert gezeigt, warum nicht mehr architektonische Laien der schreibenden Zunft sich der Architekturkritik annehmen würden. Wäre das eine echte Bereicherung oder doch nur die Verbreitung laienhafter Vorurteile? Ich denke da beispielsweise an den Artikel von Martin Mosebach in der FAZ und seine Wirkung.

Verheerend!

Aber gut geschrieben!

Hier kommt die Lust des Germanisten an der provozierenden Sprache zum Ausdruck. Dabei fällt ihm jedoch nicht auf, dass er ein architektonisches Vorbild für die Gegenwart formuliert, das spätestens im frühen 20. Jahrhundert, etwa mit der Prinzregentenzeit hier in München, als großbürgerliches Wohnen an ein Ende gekommen war. Er vergisst auch völlig den ganzen sozialen Aspekt. Es gab doch die Mietskasernenstädte neben und im Gegensatz zu den prächtigen Bürgerhäusern. Dieser Aufsatz war ein unsägliches Stück. Übrigens, was heißt Vorurteile von Laien? Gehen etwa manche Kritiker nicht mit Vorurteilen ans Werk? Da sagt der Eine zum Beispiel: ach, schon wieder diese Vorarlberger Lattenästhetik, und der Andere hasst einfach Stahlglassfassaden. Wenn Sie eine Reihe von Kritikern auf einem Podium nebeneinander setzen würden, dann wären Sie überrascht, was da alles an Vorurteilen zum Vorschein käme.

Was halten Sie denn für eine gute Herkunft für den Beruf des Kritikers?

Viele, die eine Ingenieurausbildung gemacht haben und zunächst nicht für das Schreiben prädestiniert schienen, respektiere ich außerordentlich, weil sie über das Fachliche

hinaus, das sie beherrschen, im Hinblick auf städtebauliche Kultur, soziale Ausrichtung von Aufgaben und so weiter einen klaren Blick bewiesen haben. Zur zweiten Gruppe gehören jene, die aus den Sozialwissenschaften kommen und eine kulturelle Leidenschaft mitgebracht haben. Denen fühle ich mich zugehörig. Bei Kunsthistorikern wäre ich schon vorsichtiger. Da ist mir bei vielen zu viel Formalismus im Spiel, da wird vieles zu sehr nach formalen Kriterien beurteilt.

„Ich fordere: Weg mit der sprachlichen und intellektuellen Elite! Das Publikum will geführt werden, also rein in den Alltag des Kleinen und ahnungsvoll Unbedeutenden. Auch das ist Kultur.“ Ein Zitat von Woizek Cjaza und ein Credo, das auch von Ihnen stammen könnte?

Das ist mir zu polemisch, doch eine richtige Richtung steckt darin. Die Bildungshuberei, die wir teilweise in der Architekturkritik finden, halte ich für kontraproduktiv. Ich denke da an einen früheren Direktor des Deutschen Architekturmuseums, den wir als Autor im „Baumeister“ hatten. Ehe er in einer Besprechung zum eigentlichen Bauwerk vorgestoßen ist, hat er erst einmal seine gesammelte Kenntnis der europäischen Architekturgeschichte ausgebreitet.

Wird die klassische Kritik, wie Sie sie vertreten, langfristig überleben können?

Ja, wenn die Kritik möglichst nahe am Menschen bleibt oder noch näher zu ihm kommt. Wenn sie aber meint, sie könne sich im so

genannten Elitismus bewegen, wird der Kreis der Leser immer kleiner werden. Was mir fehlt ist, dass in den unglaublich einflussreichen, mit teilweise größerer Auflage als die bekannten großen Tageszeitungen ausgestatteten Regionalzeitungen die Kritik zur Architektur am eigenen Ort, in der eigenen Stadt, in der eigenen Region so gut wie nicht stattfindet. Dort müsste die Kritik beginnen.

Worauf sind Sie als Kritiker besonders stolz?

Stolz wäre der falsche Ausdruck. Ich empfinde aber eine Befriedigung, wenn ich mithelfen kann, dass ein bis dato über enge Fachkreise hinaus nicht bekanntes Büro den Bekanntheitsgrad erlangt, der ihm aufgrund seiner architektonischen Leistungen zusteht.

Haben Sie noch einen abschließenden Wunsch, den Sie loswerden möchten?

Ja, ganz dringend wünsche ich mir, dass ich nicht jeden Monat in mehr oder minder allen Fachzeitschriften den gleichen internationalen Brei sehen muss. Dieser globale Brei langweilt nicht nur, sondern nimmt auch anderen den begrenzten Publikationsplatz weg. Ein Beispiel

geben die Skandinavier: Wenn ich die Zeitschriften aus Norwegen, Dänemark, Schweden und Finnland aufschlage, dann weiß ich, dass es um neue Architektur in genau diesen Ländern geht. Das gibt diesen Zeitschriften ein Profil, das unverwechselbar ist.

Das Gespräch führte Michael Gebhard.

Hauptstelle Kreisparkasse Ludwigsburg

Architekten: KBK Architekten, Stuttgart

Klinker-Riegelformat

Farbe: Tiana ungeflammt

Format: 490/115/40 mm

GIMA
Qualität aus Ton

Individuell auf Ihr Bauvorhaben abgestimmt, bieten wir Ihnen aus dem **GIMA-Fassadensortiment:**

- Klinker / Vormauerziegel
- Klinker-Riegelformate
- EURO-Modul Klinker
- Altbaierische Handschlagziegel
- Terrakotta-Fassaden

in vielen Farben, Formaten und Oberflächen.

Girnghuber GmbH
Ludwig-Girnghuber-Straße 1
84163 Marklkofen
Telefon +49 (0) 87 32 / 24 0
Telefax +49 (0) 87 32 / 24 20 0

www.gima-ziegel.de

Klinker-Riegelformat

VOM BAUEN

STADT, LAND, EINFLUSS: DIE POLITISCHE BEDEUTUNG VON HAUPTSTÄDTEN

Cornelius Tafel

Das Präfix „Haupt-“ ist ein Synonym für „das Wichtigste“. In dem Sinne sprechen wir von einer Haupt-Sache, einem Haupt-Eingang, einem Haupt-Bahnhof. Die in den romanischen Sprachen verwendete (und ältere) Form des Begriffs Haupt-Stadt, nämlich „Kapitale“ (von caput: das Haupt), weist aber darauf hin, dass in diesem Falle das Wort „Haupt“ (im Sinne von Kopf) durchaus wörtlich zu verstehen ist (anders als etwa beim Bahnhof: Kopf- und Hauptbahnhof sind keine Synonyme). Als Sitz der Regierung ist die Hauptstadt also der politische Kopf eines Landes. Es liegt nahe zu vermuten, dass beides zusammenfällt: die

wichtigste Stadt eines Landes ist auch der Regierungssitz. In vielen Fällen ist das tatsächlich so: London oder Paris, Madrid, Warschau oder Prag, Buenos Aires oder Tokio sind die bedeutendsten Metropolen ihrer Länder und auch deren Hauptstädte.

Hauptstadt = Haupt-Stadt?

Auffällig häufig sind jedoch eben nicht die großen Metropolen Hauptstädte. Bern und Den Haag sind Regierungssitze, die an wirtschaftlicher Bedeutung hinter den Metropolen Zürich oder Amsterdam zurückstehen; ähnliches gilt für Washington D.C., Canberra oder Brasilia. Um in der Körperanalogie zu bleiben: Wie beim menschlichen Körper können auch bei den Staaten die wichtigsten Funktionen (Herz, Lunge, Magen, Gehirn) auf verschiedene Zentren verteilt sein (Wirtschafts-, Handels-, politische und kulturelle Zentren); nicht zwingend ist eine Finanzmetropole wie Frankfurt auch von gleichem politischem Gewicht. Im Licht dieser Analogie, aber ohne systematischen Zwang, sind im Folgenden verschiedene Möglichkeiten des Zusammenhangs von Haupt-Stadt und Staat, von Kopf und Körper aufgezeigt. Dieser Ansatz hat Tradition; bereits die Physiokraten des 18. Jahrhunderts veranschaulichten ihre Theorien über das Funktionieren eines Staates anhand einer Analogie mit dem menschlichen Körper. Beginnen wir zunächst mit den Staatsformen, bei denen eine feste Hauptstadt (noch) nicht existiert.

Der wandernde Kopf

In der Moderne sind nicht nur feste Staatsgrenzen, sondern auch feste Orte für den Regierungssitz die Regel. Für nomadische Kulturen gilt dies naturgemäß nicht: Die ungeheure dynamische Kraft solcher Kulturen besteht auch darin, dass das Machtzentrum immer an den Ort des politischen, zumeist militärischen Geschehens mitwandert; das gilt für Attilas Hunnen ebenso wie für die Mongolen Dschingis Khans. Die infrastrukturellen Mängel des mittelalterlichen deutschen Königtums machten eine Hofhaltung notwendig, die, mit nicht ganz der gleichen Beweglichkeit, ebenfalls zur ständigen Verlagerung des Machtzentrums von Pfalz zu Pfalz führte. Dies führte zu einer wechselnden Fokussierung der Politik, die in modernen Staaten in diesem Ausmaß undenkbar wäre. Im Extremfall führte diese Struktur fahrender Politik zur Anarchie in den vom jeweiligen Zentrum ferneren Reichsteilen.

Der Kopf da, wo sonst nichts ist: Washington, Canberra, Brasilia

In vielen Fällen ist der Festlegung einer Hauptstadt ein längeres politisches Geschehen vorangegangen. Washington als Stadtneu-

gründung im eigens dafür eingerichteten District of Columbia bot die Möglichkeit, an (seinerzeit) zentraler Stelle und ohne Rücksicht auf bestehende Strukturen eine Kapitale in großem Maßstab zu errichten; zugleich konnten damit die Ansprüche konkurrierender bestehender Metropolen (etwa Boston, New York oder Philadelphia) zurückgedrängt werden. Ähnliches gilt für Canberra, dessen Wahl zur Hauptstadt eine Entscheidung zwischen Sidney und Melbourne vermied. Darüber hinaus sollte in diesen beiden Fällen die Hauptstadt eben nur Regierungssitz sein und nicht anderen Einflüssen, etwa durch wirtschaftliche oder lokale politische Machtfaktoren unterliegen. Lobbyismus in den Hauptstädten auf diese Weise zu unterbinden, ist allerdings ein frommer Wunsch geblieben. Auch die Gründung von Brasilia mitten im Urwald ist einem utopischen Konzept von Modernität und Unabhängigkeit der herrschenden politischen Klasse geschuldet.

Der Kopf in der Mitte: Washington, Bern

Bei Ländern mit heterogenem Staatsgebiet, wie etwa Belgien oder der Schweiz, liegen die Hauptstädte an der Nahtstelle unterschiedlicher Landesteile. Auch hier ist Washington mit seiner Lage zwischen den Nord- und Südstaaten ein Beispiel. Und Bern liegt nahe genug an der französischen Schweiz, um wenigstens diesen Landesteil neben der deutschsprachigen Schweiz zufrieden zu stellen (wenn auch nicht die rätoromanischen oder italienischen Landesteile). Ähnliche Überlegungen führten, diesmal bei einem Staatenbund, zu Straßburg als Sitz des Europäischen Parlaments. Die Stadt liegt zwar auf französischem Staatsgebiet, aber doch nahe an Deutschland. Historisch immer wieder umkämpft, ist sie

heute Symbol für den Brückenschlag zwischen den beiden Ländern.

Der Kopf am Rand der Metropole: Versailles

Während diese Beispiele Bedürfnissen der Völker Rechnung tragen, sind Hauptstädte an der Peripherie eher Ausdruck der Angst der Herrschenden vor der politischen Kraft der städtischen Bevölkerung. Bei Ludwig XIV. führte sein Jugendtrauma, Aufstände in Paris und die Rebellion des Hochadels, zur Einrichtung seines Regierungssitzes zwar nahe der Metropole, aber außerhalb von ihr in Versailles. Historisch gesehen zu Recht: Die Geschichte Frankreichs hat sich immer in Paris und zumeist unter Mitwirkung der städtischen Massen entschieden. Nach der Einberufung der Generalstände 1789 kehrte die Regierung nach Paris zurück. Angst vor dem Druck der Strasse spielt bei vielen Hauptstadtplanungen eine Rolle. Nachdem Paris als Hauptstadt auf Dauer nicht zu verhindern war, versuchte Baron Haussmann im Zweiten Kaiserreich durch radikalen Stadtumbau die Stadt zu zähmen: Erfolglos, wie sich schon sehr bald beim Aufstand der Kommune 1871 zeigte. Bereits in der römischen Antike waren die hauptstäd-

tischen Massen ein Machtfaktor, der durch Getreidelieferungen und Feiertage bei Laune gehalten werden musste. Dies fand seine Fortsetzung in Byzanz, wo die so genannten Zirkusparteien (also eigentlich Sport-Fanclubs) zugleich politische Parteien waren und erheblichen Einfluss auf die Politik des Reiches ausübten.

Der versetzte Kopf: Konstantinopel

Damit sind wir bei einem bemerkenswerten Beispiel, der Verlagerung einer Hauptstadt „bei laufendem Betrieb“. Der Regierungsumzug nach Byzanz durch Kaiser Konstantin trug der Erfahrung Rechnung, dass das Römische Reich von Rom aus nicht mehr zu regieren war; dem vorausgegangen waren Experimente Diokletians mit verschiedenen Reichsaufteilungen und dem entsprechenden Teilhauptstädten. Eine Verlagerung der Hauptstadt an den Bosphorus hatte für das Römische Reich weitreichende Folgen: die Osthälfte Roms blieb länger lebensfähig, der Westen ging in der Völkerwanderung unter. Der Umzug nach Konstantinopel war eine Rochade, die das Matt des Römischen Reiches um ein Jahrtausend verzögerte.

Der ausgetauschte Körper: Istanbul

Die geographisch exzellente Lage der Stadt Konstantinopel und ihre großzügige Infrastruktur führten dazu, dass sie nach Belagerung und Fall im Jahr 1453 ihre Bedeutung nicht verlor, sondern vielmehr erneuerte und nun dem Osmanischen Reich als Hauptstadt diente. Erst mit dem Verzicht auf die Hegemonialansprüche

des Osmanischen Reiches und nach einem politischen Systemwechsel musste sie diese Rolle an Ankara abgeben. Paradoxerweise gewann und verlor Byzanz-Konstantinopel-Istanbul somit die Hauptstadtrolle jeweils während der Dauer eines Reiches und behielt sie, als die Reiche wechselten. Solchen Systemwechseln bei gleichbleibendem Staatsgebiet verdankt auch St. Petersburg seine Entstehung, seine Hauptstadtrolle und deren Verlust. Zar Peter I. demonstrierte mit dieser Neugründung seine Öffnung zum Meer und zum Westen. Die (vorläufige) Rückbesinnung auf Russlands Autarkie führte zur Rückführung der Hauptstadt nach Moskau. Und ähnlich wie Byzanz musste auch St. Petersburg in seiner vergleichsweise jungen Geschichte mehrere Namenswechsel (Petrograd, Leningrad, dann wieder Petersburg) über sich ergehen lassen.

Ewige Stadt, wechselnder Körper: Rom

Wenn von Hauptstädten die Rede ist, kann auch bei oberflächlicher Betrachtung (wie dieser) eine nicht fehlen: Rom hat sich (oder wurde) immer wieder neu erfunden als Stadtstaat, als Hauptstadt der Römischen Republik und des Kaiserreichs, als Sitz des Bischofs von Rom, als Hauptstadt der Päpste und als

Hauptstadt des modernen Italien. Zu groß war wohl das historische Gewicht der Stadt, als dass nach dem Risorgimento andere Städte, wie etwa das kulturell und wirtschaftlich starke Mailand eine Chance gehabt hätten. Ähnlich wie bei Washington oder Bern bietet seine zentrale Lage einen Ausgleich zwischen den Geltungsansprüchen Nord- und Südtaliens. Immer wieder aufs Neue belebt, konnte die Stadt so auch Niederlagen hinnehmen, die für andere Städte das Ende bedeutet hätten, wie etwa der bereits genannte Umzug Konstantins nach Byzanz.

Kopf ohne Körper: Wien

Konstantinopel kann für vieles als Beispiel herhalten, so auch als Hauptstadt, die ihren Staatskörper verliert. Über ein Jahrtausend schrumpfte das Staatsgebiet des Byzantinischen Reiches; 1453 umfasste es fast nur noch die Stadt selbst. Ähnliches erlebte Wien, das auch nach dem Verlust der deutschen Kaiserkrone noch Zentrum eines grossen Vielvölkerstaates blieb, bis dieses Reichsgebiet 1919 schlagartig auf die Größe eines Kleinstaates reduziert wurde. Als eine von ganzen wenigen Metropolen schrumpfte Wien nach dem Ersten Weltkrieg dramatisch; es verlor fast ein

Drittel seiner Einwohnerzahl. Bis heute ist das Missverhältnis zwischen imperialem Anspruch und relativer politischer Bedeutungslosigkeit zu spüren. Zugleich ergeben sich aus dieser neutralen Lage zwischen größeren Kraftzentren Chancen, wie sich am Sitz zahlreicher internationaler Organisationen in Wien zeigt.

Körper ohne Kopf: Bonn

Nach verschiedenen Lokalisierungen des „Kopfes“ für ein Land, nach „wechselnden Köpfen“ und wechselnden Staatskörpern müssen wir abschließend einen weiteren Sonderfall bedenken: den Staatskörper, dem der Kopf fehlt. Damit sind wir bei der Ausgangslage für die Gründung der Bundesrepublik 1949. Dem aus drei von vier Besatzungszonen hervorgegangenen Staat war die Hauptstadt abhanden gekommen; ein Staat, dessen Zukunft und Stabilität ungewiss waren. Wie um die Demontage des alten Staates perfekt zu machen, war nicht nur der Staatskörper, sondern auch der Staatskopf, die ehemalige Hauptstadt, „gevierteilt“.

Die Selbstbescheidung und der provisorische Charakter der jungen Republik hätte keinen deutlicheren Ausdruck finden können als in der Wahl Bonns zur Bundeshauptstadt. Die Lage am Rhein veranschaulichte Westausrichtung, die Kleinheit der Stadt Abkehr von Großmachtträumen (und die Verdrängung der neueren Geschichte), die Adaption bestehender Gebäude Bescheidenheit und die Einrichtung im Vorläufigen. Die Bundesrepublik wählte sich mit Absicht einen auf Dauer viel zu kleinen Kopf.

Die wiedergewonnene Hauptstadt: Berlin

(West)Deutschland richtete sich so sehr ein in Bonn, dass die durch Wiedervereinigung mögliche Rückverlegung nach Berlin keineswegs selbstverständlich war und nur durch ein knappes Abstimmungsergebnis bestätigt wurde: In Berlin muss sich der neue deutsche Staat in ganz anderer Art und ganz anderem Umfang seiner internationalen Verantwortung und auch seiner Geschichte stellen. Dass mit Berlin als Hauptstadt die Bedeutung der neuen Bundesländer und die Notwendigkeit der Integration beider zuvor getrennter Staatsteile gewürdigt wurden, ist naheliegend. Zu fragen wäre jedoch, inwieweit sich die deutsche Politik auch sonst verändert hat. Die stärkere internationale Beteiligung Deutschlands, auch die militärische, setzt etwa zeitgleich mit dem Regierungsumzug ein (nicht etwa mit der Wiedervereinigung). Wer beobachtet, wie sich Berlin als Regierungssitz repräsentiert, gerade auch architektonisch, wird einen solchen Zusammenhang nicht nur für ein zufälliges zeitliches Zusammentreffen halten.

Fazit: Wo der Kopf sitzt, ist oben

Lage, Größe und Bedeutung einer Hauptstadt bilden nicht nur das Selbstverständnis eines Staates ab, sie sind auch wesentliche Faktoren für die Politik. Selbst in einer Zeit, in der durch mediale Vernetzung die Orte für politische Entscheidungen scheinbar unwichtig werden, spielt die Hauptstadt eines Landes eine zentrale Rolle für die Politik. In Berlin wird anders regiert als in Bonn, in Ankara anders als in Istanbul. Es ist nicht nur wichtig, wer regiert, sondern auch, wo regiert wird. Wo der Kopf sitzt, ist oben.

KRITISCHE GESCHICHTSAUF- FASSUNG UND KULTURELLES GEDÄCHTNIS – DIE ARCHITEK- TONISCHE MODERNE UND IHR VERHÄLTNIS ZUR GESCHICHTE

Cornelius Tafel

Teil 2: Die architektonische Moderne und ihr Umgang mit der Geschichte

Exemplarisch für diese Form des kritischen Umgangs mit der Geschichte ist beispielsweise Le Corbusiers Plan Voisin, mit dem er im Falle einer Realisierung weite Teile des dicht bebauten Stadtzentrums von Paris für eine Bebauung von Wolkenkratzern inmitten einer parkähnlich angelegten Freifläche geopfert hätte. Der radikale Gestus dieses Projektes ist unübersehbar. Um Luft, Licht, Besonnung zu schaffen, wird die Vergangenheit „zerbrochen und aufgelöst“. Sie wird „verurteilt“, wie beispielsweise aus dem nachfolgenden Zitat aus „Vers une architecture“ hervorgeht: „Der alte Gesetzkodex der Architektur, der im Verlauf von vierzig Jahrhunderten immer wieder mit neuen Artikeln überlastet wurde, geht uns nichts mehr an. Die Umwertung aller Werte hat stattgefunden: der Begriff Architektur hat seine Revolution hinter sich.“

Mit den „neuen Artikeln“, die den überlebten „alten Gesetzkodex der Architektur“ überlasten, sind die tradierten Schmuckformen und die Regeln für ihre Anwendung in den historischen Stilen gemeint. Die „Revolution in der Architektur“, von der Le Corbusier spricht, entsorgt all diese Form- und Schmuckelemente rückstandslos. Mit dem Zitat von der „Umwertung aller Werte“ bezieht sich Le Corbusier hier selbst auf Nietzsche, wenn auch nur mit einem populären Schlagwort.

Hatte noch Semper das Schmücken anthropologisch begründet – „Das Schmücken gehört zu den Privilegien des Menschen. Es ist der erste und bedeutsamste Schritt zur Kunst.“ – und sich auf den Zusammenhang von Schmuckfreude und der Entstehung von Kultur in der Frühgeschichte des Menschen bezogen, so kehrt Adolf Loos ein halbes Jahrhundert später diesen Begründungszusammenhang um: Primitive Kulturen brauchen den Schmuck, für die moderne Kultur ist er dagegen überflüssig und damit schädlich: „ornamentlosigkeit ist ein Zeichen geistiger Kraft.“

Die völlige Absage an historische Referenzen reinigt die Architektur von überlebten Formen, führt aber zu einer drastischen Reduzierung des Formenapparats. Siegfried Kracauer, der die Entwicklung der modernen Architektur mit kritischer Sympathie verfolgt, schreibt am 31. Juli 1927 in der Frankfurter Zeitung über die Werkbundaussstellung in Stuttgart: „Wahrscheinlich sind die neuen Häuser Reste, das heißt, zeitgemäße konstruktive Fügungen der von schlechtem Überfluss gereinigten Elemente. Aber es wäre gut, wenn aus ihnen die Trauer über die Entsamung spräche, die sie üben müssen. Denn die Hausgerippe sind nicht Selbstzweck, sondern Durchgang zu einer Fülle, die keiner Abzüge mehr bedarf.“

Die von Kracauer geäußerte Hoffnung auf einen neuen Reichtum architektonischer Gestaltung hat sich nicht erfüllt. Der spätere Überdruß an der Moderne resultiert nicht zuletzt aus ihrer Bilderarmut, dem Fehlen von symbolischen Formen. Ernst Bloch hat bereits zu einem frühen Zeitpunkt die Erstarrung der Moderne in formaler Askese beklagt: „Seit über einer Generation stehen darum dieses Stahlmöbel-, Betonkuben-, Flachdach-Wesen geschichtslos dar, hochmodern und langweilig, scheinbar kühn und echt trivial, voll Hass gegen die Floskel angeblich jedes Ornaments und doch mehr im Schema festgerannt als je eine Stilkopie im schlimmen 19. Jahrhundert.“ (Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, Ausgabe Frankfurt/Main 1973) Die kritische Geschichtsauffassung der Moderne lässt weder einen legitimen Rückgriff auf die Geschichte zu, noch ermöglicht sie die Bildung einer neuen Tradition.

Zugleich sind die Formen der Vergangenheit, wenn auch ohne Relevanz für die Gegenwart, immer noch präsent. Sie hinterlassen tausend Spuren im Alltag, sei es als Firmenzeichen, auf Reiseprospekten, auf Geldscheinen etc. und in den Bildern der Sprache – die Architektur der historischen Epochen und ihre Formenwelt sind ein wesentlicher Teil unseres kulturel-

len Gedächtnisses. In den Worten von Jan Assmann: „Kulturelles Gedächtnis bezeichnet die Tradition in uns, die über Generationen, in jahrhunderte-, ja teilweise jahrtausendelanger Wiederholung gehärteten Texte, Bilder und Riten, die unser Zeit- und Geschichts-bewusstsein, unser Selbst- und Weltbild prägen.“ Dazu zählen auch und nicht zuletzt die architektonischen Bilder.

So befindet sich die architektonische Moderne in einem Zwiespalt zwischen jenem, für sie konstitutiven kritischen Verhältnis zur Geschichte, das Nietzsche beschrieben hat und seinen zugespitzten Ausdruck in dem zuvor zitierten Text von Corbusier findet, und jenem kulturellen Gedächtnis, das den nicht zu leugnenden Erinnerungshintergrund für die Wahrnehmung von Architektur bildet. Und noch einmal Nietzsche, der genau auch diese Gefährdung für die kritische Geschichtsauffassung vorausgesehen hat: „Es ist immer ein gefährlicher, nämlich für das Leben selbst gefährlicher Prozeß: und Menschen oder Zeiten, die auf diese Weise dem Leben dienen, daß sie eine Vergangenheit richten und vernichten, sind immer gefährliche und gefährdete Zeiten und Menschen. Wenn wir jene Verirrungen verurteilen, so ist die Tatsache nicht beseitigt, daß wir aus ihnen herkommen.“

Die symbolischen Formen vergangener Epochen befriedigen ein Bedürfnis nach Bildern, nach visueller Information, nach Identifikation, dem die Moderne nicht genügen kann. Die architektonische Postmoderne stellt den Versuch dar, diesem Bedürfnis durch den Rückgriff auf die Geschichte dennoch zu entsprechen. Der eigentlich reaktionäre Akt eines neuerlichen Historismus wird in der ideologischen Verkrustung der spätmodernen Architektur zum revolutionären Tabubruch. Der Widerspruch, dass damit für die

Gegenwart nicht mehr relevante Formelemente reaktiviert werden, wird auf diese Weise nicht ausgeräumt.

„Die Frage ist nun, wie sich die kulturelle Erinnerung in der gegenwärtigen Architektur äußern kann. Sie kann es nicht, indem sie auf den Eklektizismus zurückgreift. Architektur ist eine Form von Kenntnis durch Erfahrung. Es ist aber dieses Element innerer Kenntnis, das heute fehlt. Es ist bloß die Vergangenheit als Vergangenheit – the pastness of the past – die nun evoziert wird.“ (Alan Colquhoun, *Historismus*, in *archithese* 4/1986, S. 20ff) Wie lässt sich der Zwiespalt zwischen dem Bedürfnis nach Bauschmuck und symbolischen Formen einerseits und der asketischen Bildlosigkeit der Moderne andererseits auflösen?

Robert Venturi ist in den 1960er Jahren einer der ersten modernen Architekten, der historische Zitate in seine Entwürfe integriert. Sein *Hanna House* ist ein postmoderner Bau *avant la lettre*. Der Eingang des Hauses wird von einem Bogenmotiv bekrönt, das ganz offensichtlich nachträglich appliziert wurde und zudem einen Betonsturz überschneidet, der sich ebenfalls oberhalb der Türöffnung befindet. Beide Motive schließen einander eigentlich aus; jedes für sich würde genügen, den oberen Abschluss der Eingangssituation zu bilden. Die Botschaft ist deutlich: Hier geht es um ein intellektuelles Spiel mit Architekturmotiven, nicht um die Veranschaulichung von Konstruktion im Sinne der klassischen Moderne. Die Eingangssituation ist gleichsam eine Illustration zu Venturis Erfolgstitel „Complexity and Contradiction in Architecture“. Anders als manche naiv-postmodernen Architekten trägt Venturi der Unwiederbringlichkeit der klassischen Architektur durch die Ironie Rechnung, mit der er ihre Motive anwendet. Ironie ist ein seit der literarischen Romantik

geläufiges Stilmittel der Distanzierung. Sie wird, wenn auch selten in der Qualität wie bei Venturi, zu einem der Leitmotive in der Architekturdebatte der Postmoderne. Zugleich enthält Venturis Umgang mit den historischen Motiven einen echten Bezug zur Architekturgeschichte: Die bewusste Regelverletzung, die sich in der sinnwidrigen Überschneidung beider Motive äußert, ist ein Rückgriff auf Entwurfsstrategien des Manierismus, wie sie sich beispielsweise am *Palazzo del Te* in Mantua finden lassen.

In der post-postmodernen Moderne verschwinden die historischen Zitate und Bezüge so schnell aus dem architektonischen Repertoire, wie sie hineingeraten sind. Es bleibt aber ein gelockerter Umgang mit den Dogmen der architektonischen Moderne; dies gilt insbesondere für das Verhältnis zum Ornament. Zwei Beispiele aus dem Werk des Münchener Architekturbüros Hild & K können dies veranschaulichen. Das erste, ein äußerst kleines Objekt in *Landshut*, besteht im Wesentlichen aus einem gekanteten Cortenstahlblech. Um Möglichkeiten des Durchblicks zu schaffen und das Gewicht des Blechs zu reduzieren, wurde aus dem Blech ein florales Motiv ausgeschnitten, das einem Musterbuch aus dem 19. Jahrhundert entnommen wurde. Bemerkenswert ist

die Begründung für die Wahl des Motivs: statisch und konstruktiv sei die Form des Ausschnitts beliebig gewesen, und es sei nun einmal nichts beliebiger als das Ornament. Die Architekten bedienen sich mit einer bis dato seltenen Unbefangenheit des historischen Motivs und des von ihm ausgehenden ästhetischen Reizes, ohne ihm eine über diesen Reiz hinausgehende Bedeutung zuzubilligen. Bei der Sanierung eines Gründerzeithauses in Berlin wünschte die Bauherrschaft die Wiederherstellung der nach dem Krieg nicht wieder rekonstruierten Fassade. Als Vorlage diente eine historische Fassadenzeichnung. Die Architekten ließen diese Zeichnung einschließlich aller Schraffuren auf Kunststoff-Dämmelemente übertragen und der Fassade applizieren. Die dem Vernehmen nach zufriedene Bauherrschaft bekam also nicht eine Rekonstruktion der Fassade, sondern das applizierte Bild der Fassade.

In beiden Fällen findet ein raffiniert-distanzierendes, ja ironisches Spiel mit historischen Formen statt, die ihrerseits dem Historismus des 19. Jahrhunderts entstammen und damit bereits eine Transformation von Bedeutungsträgern eines historischen Stils hin zu eklektizistischen Versatzstücken durchlaufen haben. Ähnlich wie bei Venturi und Stirling vierzig Jahre zuvor findet Geschichte in den Entwurf nur als Zitat und ironisches Spiel Eingang.

Auch in der Spätmoderne ist ein „monumentalischer“ Umgang mit der Geschichte nicht möglich. Die Architektur der Moderne bewegt sich weiterhin in ungelöster Spannung zwischen „kritischer“ Geschichtsauffassung und kulturellem Gedächtnis.

SIEBEN FRAGEN AN

INGRID BURGSTALLER

1. Warum haben Sie Architektur studiert?

Es begann mit einem kindlichen Erfolgserlebnis: Mit Acht habe ich den ersten Entwurf zum geplanten häuslichen Dachausbau gezeichnet. Ich vermute auf Basis der Gespräche meiner Eltern. Es wurde dann genau so! Später konnte ich trotz der Warnungen vor diesem Beruf keine für mich besser passenden Alternativen finden.

2. Welches Vorbild haben Sie?

Persönlichkeiten, die wissen, wie es um die Welt bestellt ist und trotzdem nicht aufgeben, an eine bessere glauben zu wollen und daran aktiv arbeiten.

3. Was war Ihre größte Niederlage?

Frei nach Uwe Dick: „Fehler machen alle. Die Dummen immer wieder den Gleichen, die Gescheiten immer wieder einen Anderen.“ Das findet er spannender. Ich auch.

4. Was war Ihr größter Erfolg?

Sich selbst immer wieder/immer noch aus dem Sumpf ziehen zu können.

5. Was wäre Ihr Traumprojekt?

Ein größeres komplexes Stück Stadt zu planen, dabei ein Schlüsselprojekt bauen zu dürfen, in einem an der Sache konstruktiv interessierten Umfeld.

6. Inwiefern haben sich Ihre Vorstellungen erfüllt?

Mit 30 dachte ich, mein Horizont sei grenzenlos, mit 40 sah ich dessen Begrenzung, seitdem ich 50 bin, erkenne ich mögliche Wege dorthin.

7. Was erwarten Sie sich vom BDA?

Eine Zusammenarbeit mit Kolleginnen und Kollegen, die mich inspiriert. Ambitionierte und trotzdem solidarische Mitglieder, die um ihre gesellschaftliche Verantwortung als Architekten und Stadtplaner wissen und dies nach außen glaubwürdig vermitteln. Ein Pool von Kollegen, die ich jederzeit gerne treffen möchte.

BDA

BDA WAHLSIEGER 2011

Erwien Wachter

Mit beachtlichen 11.009 Stimmen bestätigten die Mitglieder der Bayerischen Architektenkammer erneut die erfolgreiche Arbeit des BDA im Vorstand und in den Gremien sowie seine herausragende Bedeutung für den Berufsstand. Mit 38 Sitzen stellt der BDA Bayern wieder die stärkste Fraktion in der Vertreterversammlung. Mit dem guten Wahlergebnis kommt nicht zuletzt auch das große Engagement des BDA in den Regionen zum Ausdruck. Die Wahlbeteiligung von 46,61 Prozent zeigt entgegen der bundesweit sinkenden Teilnahmezahlen in allen anderen Länderkammern mit einem Plus von 2,04 Prozent gegenüber 2007 eine steigende Tendenz auf.

Mit den drei Positionen Zusammenhalt stärkt Akzeptanz, Wertschätzung bringt Wertschöpfung und Identität fördert Qualität hat der BDA Bayern seine Arbeitsschwerpunkte für die kommenden fünf Jahre definiert.

In der konstituierenden Sitzung der Vertreterversammlung am 1. Juli 2011 wurden Rudolf Scherzer als 2. Vizepräsident sowie Ingrid Burgstaller, Karlheinz Beer und Volker Heid als Vorstandsmitglieder mit einem herausragenden Stimmenanteil für ihr hervorragendes Engagement für den gesamten Berufsstand wiedergewählt. Unter dem Vorsitz des alten und neuen Präsidenten Lutz Heese, der in der Kammerwahl im April mit einer bemerkenswerten Stimmenanzahl von 1250 aufhorchen ließ, gelten sie zusammen mit dem neuen 1. Vorsitzenden Hans Dörr und den weiteren Vorstandsmitgliedern Ursula Hochrein, Klaus Neisser, Andreas von Fürstenberg sowie den neu gewählten Mitgliedern Alexander Schwab und Rainer Hilf als Garanten einer kontinuierlichen Fortsetzung des Einsatzes für die Lösung brennender Themen wie beispielsweise Vergabemodalitäten, auskömmliche Honorierungssicherung und Haftungsfragen. Es bleibt zu wünschen, dass sich in dieser erfahrenen Gruppierung eine tragfähige Zukunftsvision für die gesamte Architektenschaft begründet.

FESTLICHES IM HAUS DER ARCHITEKTUR

Erwien Wachter

In einem Festakt im Haus der Architektur wurde im April in Anwesenheit des Bayerischen Innenministers, Joachim Herrmann, das 40-jährige Bestehen der Bayerischen Architektenkammer gefeiert. Kontinuität ist eines ihrer Merkmale. Sie spiegelt sich nicht allein in der Tatsache wider, dass bislang nur drei Präsidenten von der Ära Ernst Maria Lang (1971 bis 1991), über Peter Kaup (1991 bis 2003) bis hin zum derzeit amtierenden Lutz Heese die Geschicke der Kammer führten, sondern auch darin, dass seit Gründung der Kammer nur zwei Hauptgeschäftsführer mit Wolfgang Pöschl und nun Sabine Fischer ein stabiles Rückgrat bildeten. Eine beachtliche Leistung angesichts verdreifachter Mitgliederzahl und wachsender Aufgaben durch veränderte Rahmenbedingungen.

Ein Highlight des Festakts war die dritte Verleihung des Bayerischen Architekturpreises. Das Kuratorium unter Vorsitz von Günther Hoffmann, Ministerialdirektor im Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung, einigte sich auf drei Auszeichnungen. Die mit jeweils 10.000 EUR dotierten Preise gingen an arc-architekten mit Horst Biesterfeld, Manfred Brennecke und Thomas Richter – für ihr beispielhaftes Bauen im ländlichen Raum; an Nicola Borgmann – für die Entwicklung der Architekturgalerie München zu einem wichtigen Ausstellungsort der Gegenwartsarchitektur und an Prof. Dr.-Ing. Winfried Nerdinger für sein Engagement als Architekturhistoriker und Direktor des Architekturmuseums der TUM, das mit seinen fundierten Ausstellungen auch gesellschaftspolitisch relevante Themen aufgreift. Nerdinger wurde dafür zusätzlich mit dem Bayerischen Staatspreis für Architektur ausgezeichnet.

DER ARCHITEKT EINES LEUCHTTURMS

Zur „Ära Berschneider“ im BDA Kreisverband Regensburg-Niederbayern-Oberpfalz
Wolfgang Jean Stock

Samstag, 30. Mai 2000: Eröffnung der Ausstellung „Aktuelle Architektur der Oberpfalz“ im Reitstadel von Neumarkt. Die Einladung hatte uns neugierig gemacht, gerade deshalb, weil wir uns unter der angekündigten Architektur nichts Rechtes vorstellen konnten. Natürlich wussten wir, dass besonders in Regensburg tüchtige Büros tätig waren. Aber in der ganzen Oberpfalz? Die Vernissage der Ausstellung bot eine Überraschung. An einer Vielzahl von Beispielen konnte man sehen, dass eine große Region im baukulturellen Aufbruch war. Und noch etwas spürte man: Hier verließen sich überwiegend jüngere Architekten nicht auf irgendwelche Förderungen von außen, sondern auf die eigene Kraft. Wie kraftvoll diese Initiative von Anfang an war, zeigte sich auch daran, dass zur Ausstellung ein umfangreicher Katalog erschien, der sich hervorragend zur Werbung für die neue Baukultur eignete. Unser Bericht im Juli-Heft des „Baumeister“ trug dann die Überschrift „Stolze Provinz“.

Unter den vielen neuen Köpfen, die wir kennen lernen durften, war einer sozusagen der Gastgeber: Johannes Berschneider, Architekt in Pilsach bei Neumarkt. Inmitten seiner ebenso motivierten Kollegen sprühte er vor Ideen, wie sich der kulturbewusste Teil der Bevölkerung für eine anspruchsvolle Architektur gewinnen ließe, vor allem aber private Bauherren und Investoren. Nachdem Berschneider ein Jahr später zum Vorsitzenden des BDA Regensburg-Niederbayern-Oberpfalz gewählt worden war, ging es dann Schlag auf Schlag. Der Erste war die Vortragsreihe „Architektur + Baukultur“ in Neumarkt, die im Oktober 2001 begann und dann im Verlauf von zehn Jahren nicht weniger als 61 Veranstaltungen zählte. Außenstehenden war es anfangs ein Rätsel, wie es gelingen konnte, auch europäische Prominenz in die mittelgroße Kreisstadt zu locken, darunter Klaus Kada aus Graz, Meinhard von Gerkan aus Hamburg und Luigi Snozzi aus Locarno.

Warum, haben wir dann selbst erlebt, als wir einen Vortrag über die moderne finnische Architektur innerhalb eines Jahres an vier Orten hielten: In der TU München war der Hörsaal gut besetzt, in Augsburg war das Publikum schon spärlicher, erst recht in Kempten, doch in Neumarkt war der Reitstadel rappellvoll. Dabei hatten etliche Zuhörer eine lange Anfahrt hinter sich. 2004 war es Berschneider und seinem Team offensichtlich gelungen, die Aktivitäten regional zu vernetzen – von Tirschenreuth in der nördlichen Oberpfalz über Weiden und Regensburg bis hin nach Landshut, Deggendorf und Passau.

Als zweiter Schlag orientierte sich dann das Programm der „ArchitektOurbusse“ bereits auf ganz Ostbayern. Sein wachsender Zuspruch lässt sich allein daran ablesen, dass von 2001 bis 2011 über

vierzig Fahrten durchgeführt wurden, vorzugsweise in Neumarkt und Landshut. Damit aber nicht genug: Parallel zu den genannten Veranstaltungen wurden Ausstellungen und Filme gezeigt, Bauherrentage und Podiumsdiskussionen abgehalten. Aber auch der BDA selbst kam nicht zu kurz. Um die Leistungen seiner Mitglieder in der Öffentlichkeit bekannt zu machen, wurde dreimal der Regionalpreis Niederbayern-Oberpfalz ausgelobt, dessen Ergebnisse jeweils in einer Wanderausstellung durch das Gebiet des Kreisverbands zu sehen waren.

Aus der zehnjährigen Erfolgsgeschichte des Kreisverbands unter seinem Vorsitzenden Johannes Berschneider lässt sich ein Fazit ziehen: Anspruchsvolle, beispielhafte und zugleich praxistaugliche Architektur ist die Voraussetzung – sie muss aber der Bevölkerung nahe gebracht werden, damit aus ihr eine neue und auch gesellschaftlich akzeptierte Baukultur hervorgeht. Der Kreisverband hat gezeigt, wie das geht. Er hat auf dem Feld der Architekturvermittlung einen „Leuchtturm“ errichtet, an dem sich andere orientieren können.

Ohne den tatkräftigen Einsatz seiner Kollegen schmälern zu wollen, darf man wohl sagen,

dass dieser Leuchtturm einen Architekten hat: Johannes Berschneider. Wir gratulieren ihm zu seiner großen Leistung, die er zusammen mit seiner Ehefrau und Büropartnerin Gudrun erbracht hat, gerade deshalb, weil wir selber stets die These vertreten haben: „Baukultur ist machbar, Herr Nachbar!“

BEINE STATT STEINE

Titus Bernhard

Das Drama um die fehlende Fassade des FC Augsburg-Stadions am südlichen Stadtrand von Augsburg geht in die nächste Runde: eine Chronologie der leeren Versprechungen und kommunalpolitischen Peinlichkeiten, die sich die Stadt Augsburg und die Region eigentlich nicht mehr leisten können.

Dabei begann das Stadionprojekt zunächst vielversprechend. Mit der Präsentation der Wettbewerbsarbeiten im Frühjahr 2006 waren alle Beteiligten euphorisch, denn die Erkenntnis, dass Profi-Fußball nur bestehen kann, wenn man eine adäquate Spielstätte bietet, die mit besten Sichtlinien, guter Akustik, sicher im Betrieb und mediengerecht dasteht, bleibt unbestritten.

Die Beauftragung unseres Entwurfs und der Generalplanervertrag mit der HBM Sportstätten-GmbH, einer Tochter der Bam Deutschland AG, lief zügig und die Zusammenarbeit klappte gut. Die Fassade war nicht Gegenstand des GMP-Vertrages, sondern wurde separat vom FC Augsburg beauftragt. Der Verein zeigte zunächst auch keine Scheu, die im Wettbewerb visualisierte Glasfassade aus

seriellen, eingefärbten Profilit-Elementen zum Zwecke der Eigenwerbung und Außendarstellung fleißig in allerlei Printmedien zu missbrauchen. Dann hat er auf Zeit gespielt und bald wurde klar, dass ein wirkliches Interesse oder der tatsächliche politische Wille „pro Fassade“ nie existierte.

Wir Planer wurden aufgefordert, den ermittelten Budget-Rahmen aus dem Wettbewerb zu halbieren, was nicht eine Vereinfachung des bestehenden Konzeptes, sondern eine generelle Neuorientierung der Idee, der Konstruktion und der zu erzielenden Wahrnehmung im öffentlichen Raum bedeutete. Nach insgesamt fünf Vorentwürfen mit unterschiedlichen Materialien und Strukturen wurde schließlich ein Geflecht aus insgesamt 36 km Alurohren, gleichsam einer Metapher „den Gegner einwickeln“, mit einer von Zumtobel mit uns neu entwickelten LED-Röhren-Beleuchtung im Baukunstbeirat befürwortet und mit Stadtratsbeschluss im Sommer 2009 zur weiteren Realisierung freigegeben. Gebaut wurde nicht, die Unterschrift des Präsidenten fehlte.

Hätte Walther Seinsch von Anfang seine Parole „Beine statt Steine“ klar kommuniziert, hätten wir das Stadion anders geplant. Die Tragik liegt ja gerade darin, dass alle Beteiligten dem Präsidenten mit seinem enormen Engagement und seiner gewaltigen finanziellen Unterstützung zu Dank verpflichtet sind. Ohne ihn würde der FC Augsburg noch in der 5. Liga spielen. Somit ist es eine Sache des ganzheitlichen Verständnisses, die dem vermögenden ehemaligen KIK-Manager möglicherweise fehlt, um seinen FC Augsburg in einem ebenso ganzheitlichen Licht erstrahlen zu lassen: die Corporate Identity eines mittelständischen Betriebes drückt sich nicht nur im sportlichen Erfolg aus.

Am Tag vor der Stadioneröffnung im Frühherbst 2009 schrieb die Süddeutsche Zeitung im Untertitel: „innen hui – außen pfui“ ... Das fanden die Verantwortlichen im Verein nicht gut. Gemeint war das halbfertige Stadion ohne Fassade, das irgendwie in die Reihe der Pleiten, Pech und Pannen größerer Bauvorhaben in Augsburg passte und nichts mit dem aus dem Wettbewerb eingeforderten Zeichen an der südlichen Stadteinfahrt neben der B17 zu tun hatte.

Im Frühjahr und Sommer 2010 erschienen im DBZ Sonderheft Stadien und im Baumeister ausführliche Reportagen über die Impuls-Arena mit viel Lob und Zuspruch bezüglich Funktion und Atmosphäre im Inneren. In dem Beitrag „Das nackte Stadion“ von Jochen Paul wurden Fans befragt, ob denn was fehle. Fazit: nur 20 Prozent der FC Augsburg-Anhänger bemerken überhaupt, dass man an dem Betongerippe noch etwas „verbessern“ könne..., der Spielbetrieb funktioniere ja bestens.

Der BDA Kreisverband Augsburg-Schwaben hatte sich eigeninitiativ und vorbildlich in einem offenen und sehr kollegialen Brief im Oktober 2010 gegenüber der Stadtregierung und dem Verein zur Außenwahrnehmung des Stadions geäußert und eindringlich die Bedeutung eines medialen Werbeträgers für die Region angemahnt, nicht zuletzt auch in Hinblick auf die nun stattfindende Fußball-Frauen-WM 2011.

Noch am Tag vor der Stadtratssitzung im Mai 2011 schrieb Angela Bachmair, Feuilletonistin der Augsburger Allgemeine Zeitung, einen klugen Artikel mit dem Titel „Hüllenlos – das passt nicht“. Auch dies vergebens!

Mein Versuch, dem Oberbürgermeister wie auch Stadträten verschiedener Fraktionen in persönlichen Telefonaten darzustellen, welche unglückliche Außenwahrnehmung nicht nur der Rohbau an sich vermittelt, sondern ebenso die Glaubwürdigkeit der Stadtverantwortlichen in Frage stellt, endete damit, dass der Oberbürgermeister den seit einiger Zeit schon im Gespräch befindlichen Vorschlag lancierte, die Gebäudehülle doch gänzlich aus Solar- bzw. Photovoltaikpaneelen zu erstellen. Das mache sich grundsätzlich gut in der aktuellen Energie-Debatte. Nur: das Gespräch wurde nie mit uns geführt, die Investitionskosten hierfür wären auch bei großzügigem Sponsoring aus der freien Wirtschaft exorbitant, die statische Konstruktion der Arena gibt solch eine Lösung nicht her und lediglich etwa ein Drittel der Flächen wären vom Wirkungsgrad bzgl. einer Energiegewinnung überhaupt geeignet. Der Rest müsste mit Fake-Paneelen bestückt werden, um ein einheitliches Bild zu erzeugen.

Nun aber bekommt die Geschichte eine neuerliche Wendung: Der alte Namensgeber der Arena, die Impuls Finanzdienstleistungs-AG wurde aus ihrem Acht-Jahres-Vertrag entlassen und durch die SGL Carbon ersetzt. Das Stadion wird von nun an SGL-Arena heißen, und somit gibt es neue Impulse, mit einem zu-

kunftsorientierten, aufstrebenden Unternehmen aus dem Landkreis die Sache doch noch zu einem guten Ende zu führen.

Jetzt haben sich die Stadträte fraktionsübergreifend von der Euphorie ob des Aufstiegs des FC Augsburg in die 1. Fussball-Bundesliga überrumpeln lassen und die Arena Besitz- und Betriebsgesellschaft am 26. Mai 2011 aus der Verpflichtung entlassen, die bereits im Erbpachtvertrag von 2006 verankerte Fassade aus dem Wettbewerbsgewinn zu realisieren. Dem Argument des FC Augsburg, man hätte nicht die finanziellen Mittel und würde den Abstieg riskieren, wenn die Stadt die Realisierung einfordere, wurde Folge geleistet. Zum Vergleich: 2009 wurden 2,5 Mio. Gesamtkosten für die Fassade inklusive Nebenkosten als Festpreis mit Preisbindung im Vergabevorschlag verankert, dies bei einer Gesamtinvestition von annähernd 60 Mio. EUR für Stadion, Ausbau, Außenanlagen und Nebenkosten.

60 Mio. EUR dürfte in etwa die Hülle der Allianz-Arena in München gekostet haben; diese beleuchtete Fassade macht das Stadion zu einer Ikone, die weltweit mit dem Ort und dem Verein in Verbindung gebracht wird. In Augsburg hätten wir mit bescheideneren Mitteln, dem Status des Vereins entsprechend, auch ein gestalterisches Zeichen für die Region setzen wollen und können.

Nun gibt es einen neuen Anlauf: Wir haben den Frust überwunden und sind gelassener geworden. ... Fortsetzung folgt.

Anmerkung der Redaktion: Zu dem Thema schrieb Jürgen Marks im Blog der Augsburger Allgemeine am 8. Juni 2011: „Und wenn diese Vision Stadion 20 ein Traum bleibt? Dann besänftigen wir alle Architekturliebhaber mit einem nüchternen Blick auf die anderen Eingangstore Augsburgs. Im Norden, Westen und Osten empfangen entweder IKEA, graue Logistik-Zweckbauten oder eine Müllverbrennungsanlage die Besucher der Renaissancestadt. Wenn man ehrlich ist, hat das Augsburg bislang auch nicht geschadet.“ Ja, wenn es woanders schon so schlimm ist, dann muss es ja hier auch nicht besser werden, oder?

BDA-REISE NACH MADRID

Ulrich Karl Pfannschmidt

Die letzte BDA-Reise nach Madrid und Umgebung fand vom 5. bis zum 10. Juni 1996 statt. Höchste Zeit, wieder einmal dorthin zu fahren. Es hat sich unglaublich viel getan in der drittgrößten Stadt Europas mit ca. 6,1 Millionen Menschen auf 8 000 km². Selbst Menschen, die Heidelberg in vier Stunden abhaken, werden in Madrid einige Tage brauchen, und wer glaubt, Madrid zu kennen, wird sich wundern, was es alles an Neuem gibt.

Weltweit einzigartig ist das Manzanares Rio Projekt. Mehr als zehn Kilometer Stadtautobahn entlang des Manzanares Flusses sind in einen Tunnel verlegt und der Fluss angestaut worden. Darüber erstreckt sich heute, geplant von Christian Dobrink/West 3 aus Rotterdam, ein Park, der den Stadtbezirken an den Ufern eine vollkommen neue Qualität verleiht. Mit besonderen Projekten von MVRDV oder Thom Mayne von Morphosis sind periphere Stadtviertel aufgewertet worden. Die Gruppe Ecosistema Urbano, die zurzeit im DAZ in Berlin ausstellt, hat einen interessanten Platz gestaltet. Aus dem Schlachthof ist ein Kulturzentrum geworden, aus einer Brauerei ein Archiv, aus einer Klosterruine eine Bibliothek. Neben Bauten von international tätigen Büros zeigen die spanischen Studios, wie von Mansilla + Tunon, Paredes + Pedrosa oder Linazasoro, was sie können.

Was die drei Tenöre für die Oper, sind die vier Museen für die bildende Kunst und ihre Erweiterungen nicht zu übergehen: Prado, Museo de la Reina Sofia, Museo Thyssen-Bornemisza und Caixa-Forum. Mehrere Theater ergänzen die kulturelle Szene. Kontakte

zu Architekten vor Ort sorgen für Führungen und Begleitungen. Ausflüge nach El Escorial, Segovia, Toledo und Aranjuez spannen einen Bogen zwischen Gegenwart und Vergangenheit, zwischen Philipp II. und Philipp V.

Die Exkursion findet statt von Mittwoch, 26.10. bis Montag, 31.10.2011. Start und Ziel ist München. Kleine Reisegruppen haben sich bewährt. Die Anzahl der Mitfahrer ist deshalb limitiert. Der Reisepreis beträgt 1.055 EUR/Person im Doppelzimmer inkl. Kerosinzuschlag, der Einzelzimmerzuschlag 285 EUR. Enthalten sind Flug, die neue Luftverkehrssteuer, Transfer vom und zum Flughafen, fünf Übernachtungen mit Frühstück in einem guten Mittelklassehotel in verkehrsgünstiger Lage der Innenstadt, ein Ausflug mit Bus über Land, die Kosten des öffentlichen Nahverkehrs, die Dokumentation der Objekte und nicht zuletzt die Kosten der Führungen. Anmeldungen nimmt die Geschäftsstelle des BDA ab sofort entgegen.

EIN SCHÖNES STÜCK EUROPA

Ulrich Karl Pfannschmidt

Wer hat schon gewusst, bevor er Luxemburg betrat, dass der berühmte Hauptmann von Köpenick dort auf dem Liebfrauenfriedhof begraben worden ist. Die Fama sagt, ein Trupp französischer Soldaten sei dem Leichenzug begegnet und habe ihm das Ehrengelicht gegeben, als er erfuhr, dass der berühmte „Capitaine de Coepenick“ zu Grabe gefahren werde. Ein wahrhaft standesgemäßer Abschied für den vielfach vorbestraften Schuster Wilhelm Voigt, der einmal Preußen in den Grundfesten erschüttert hatte. Das geschah am 3. Januar 1922, also lange vor Gründung der Europäischen Union. Die Stadt pflegt seit 1975 das Grab des denkwürdigen Diebes und Hochstaplers, das der Zirkus Sarasani seinerzeit gestiftet hat. Ein Schelm, wer einen Zusammenhang mit der Tatsache sehen will, dass heute mehr als 170 Banken in der Stadt ansässig sind.

Die Studienreise des Kreisverbandes von Freitag, 20. Mai bis Sonntag, 22. Mai 2011 diente allerdings weniger dem Sammeln von Erkenntnissen zu Wilhelm Voigt, sondern einigen Schwerpunkten der Architektur in Luxemburg und Metz. Interessiert hat, wie Hermann & Valentiny das Dorf Schengen-Remerschen und andere Orte mit ihren Bauten verwandelt haben und was die Stadt Luxemburg durch ihre Rolle in der Europäischen Gemeinschaft an internationaler Architektur gewonnen hat. Auf dem Kirchbergplateau stehen heute Bauten von Dominique Perrault, Ieoh Ming Pei, Christian de Portzamparc, Gottfried Böhm, Ingenhoven Architects, Ricardo Bofill, Wilhelm Kücker und vielen anderen.

Großartige Parkanlagen vom Büro Latz & Partner lockern die Bebauung auf. Das eine oder andere Kunstwerk von Richard Serra oder Frank Stella reichert das Stadtbild an. Ursprünglich als Arbeitsort geplant, wird es jetzt allmählich zum Standort für das Wohnen weiter entwickelt. Ausgezeichnete Mitarbeiter des Büros Hermann & Valentiny, wie Letz und Christmann führten in Schengen und Heisdorf, während in Luxemburg Damen des Tourismusbüros uns sehr instruktiv durch die neue Philharmonie und den Stadtteil Kirchberg führten. Die alte Festungsstadt Luxemburg mit ihren riesigen Mauern und steilen Schluchten fasziniert. Um ihre wunderbar gepflegten Parks könnte man sie beneiden. Nach all der modernen Architektur betrachteten die 25 Teilnehmer der Reise ein wenig verwundert am Sonntag die seltsame Cité Judicaire, die am Rand der Altstadt von Rob und Leon Krier errichtet worden ist.

Ein letzter, nicht zu übertreffender Höhepunkt war die Außenstelle des Centre Pompidou in Metz von Shigeru Ban. Ein räumlich differenzierter Bau, nicht einfach zu verstehen, überrascht von Geschoß zu Geschoß mit neuen Eindrücken und großartigem Inhalt unter seinem auffallenden Dach. Das Haus besetzt einen Unort hinter dem Bahnhof, auf

den Bilbao-Effekt vertrauend. Und der Besucherstrom rechtfertigt das Vertrauen. Shigeru Bans Museum lockt die Menschen in Scharen an. Was kann man zu solch einem Architekten noch sagen außer voller Bewunderung: Saupreiss, japanischer.



Fordern Sie jetzt
kostenlos unsere aktuellen
Kataloge an

Faszination aus Licht und Glas

Leuchtenmanufaktur
Leuchten geben nicht nur Licht, sie bestimmen auch maßgeblich die Wahrnehmung eines Raumes. Unser Programm an Leuchten deckt fast alle Einsatzmöglichkeiten von modern bis historisch ab. Bei Bedarf entwickeln wir darüberhinaus auch gerne mit Ihnen eine individuell auf Ihre Bedürfnisse abgestimmte Leuchte.

Architekturglas
Der Einsatz von Glas in der Architektur als Gestaltungsmittel bietet faszinierende Möglichkeiten. In Zusammenarbeit mit Künstlern & Architekten realisieren wir Ihre Ideen und Entwürfe. Durch unsere langjährige Erfahrung auch im Bereich Restaurierung im Umgang mit dem Werkstoff Glas sind dabei Ihrer Phantasie kaum Grenzen gesetzt.

ROTHKEGEL
GLASWERKSTÄTTE & LEUCHTENMANUFAKTUR
Huberstrasse 2a
D-97084 Würzburg
E-mail: mail@rothkegel.com
Internet: www.rothkegel.com
Telefon: +49 (0)9 31 - 6 00 96 - 0
Telefax: +49 (0)9 31 - 6 00 96 - 19

DER BASIS ENTFREMDET

Klaus Friedrich

Unlängst wurde ich an einen Comic der Serie „Clever und Smart“ erinnert, der mich vor Jahren durch seinen absurden Witz gefesselt hatte. Es war eine Episode, in der eine bahnbrechende Erfindung mit dem Versprechen vorgestellt wurde, das Stadtleben grundlegend zu verändern und der Menschheit nie dagewesene Annehmlichkeiten zu bereiten. Mopeds waren in der Lage, selbstständig, jedoch fahrer- und führerlos, kreuz und quer durch die Straßen zu knattern, während sich ihre Besitzer daran erfreuten, nun nicht mehr den Qualen des Straßenverkehrs ausgesetzt zu sein. Der Irrsinn bestand freilich darin, dass auch niemand mehr befördert wurde.

Unlängst feierte die Bayerische Architektenkammer ihr 40-jähriges Bestehen. Wer nun glaubt, bei dem Fest in der Waisenhausstraße Mitglieder der Kammer anzutreffen, musste etwas länger suchen. Die bayerische Politik, Vertreter der Medien, Presse und Ehrengäste waren präsent, wie es sich von selbst versteht, doch das Fußvolk? Fehlanzeige.

Der Eindruck, der entstand, war der einer Kammer, die mehr um das öffentliche Bild

ihrer selbst bemüht ist, als um Wohl und Wehe ihrer Mitglieder – vergleichbar mit den Mopeds ohne Fahrer. Die Verdienste um den Erhalt der Baukultur, die Bemühungen, eine breite Öffentlichkeit für die Architektur zu interessieren, die Förderung des Wettbewerbswesens und jüngst die Ausbildung von Kindern in Schulen sind nicht zu verschweigen. Die berufspolitische Unterstützung ihrer Mitglieder – insbesondere kleinerer sowie mittlerer Bürostrukturen – und die Förderung des Nachwuchses sind auf jeden Fall verbesserungswürdig. Die Novellierung der HOAI ist bis dato noch keine Erfolgsgeschichte, die man sich ans Revers heften kann, genauso wenig wie es die Anfangs des Jahres mitgeteilten Ertragskürzungen bei der Architektenvorsorge sind.

Damit auch jene, die nicht Politik machen, mit Stolz auf die vergangenen 40 Jahre Bayerische Architektenkammer zurückblicken können, sind weitere Anstrengungen nötig. Heute mehr denn je!

SEITENBLICKE

SOZIOLOGISCHE STADT-EINSICHTEN

Monica Hoffmann

„Auf einer Vortragsreise (in eine belebte, lebendige südeuropäische Stadt) holte mich eine junge Kollegin, Tochter aus gutem Hause, ab. Sie entschuldigte sich, dass die Fahrt zu meinem Hotel umständlich und langwierig sei, da sie mitten durch die belebten und verstopften Hauptstraßen der Innenstadt führen würde. Wir brauchten fast zwei Stunden vom Flughafen zu meinem Hotel. Am Tag meiner Abreise bot mir die junge Dame an, mich zurück zum Flughafen zu fahren. Da ich wusste, wie anstrengend und ermüdend diese Fahrt werden würde, dankte ich ihr für das freundliche Angebot und sagte ihr, ich würde ein Taxi nehmen. Mit dem Taxi dauerte die Fahrt

vom Hotel zum Flughafen kaum zehn Minuten. Allerdings fuhr der Taxifahrer durch verwinkelte und heruntergekommene Straßen, durch gottverlassene Slums (...). Der Hinweis meiner Gastgeberin, es gebe keine Alternative zur Route durch die Innenstadt, war nicht vorgeschoben. Dieser Weg entsprach ihrer geistigen Landkarte der Stadt, in der sie seit ihrer Geburt lebte. Die heruntergekommenen Distrikte, durch die ich mit dem Taxi fuhr, waren auf dieser Landkarte nicht verzeichnet. Auf dieser Karte waren dort, wo diese Distrikte lagen, weiße Flecken, leere Räume.“

Dies ist ein Zitat aus dem Buch „Flüchtige Moderne“ von Zygmunt Bauman, Soziologe polnischer Herkunft, der bis zu seiner Emeritierung an der Universität Leeds in England lehrte. Es lohnt sich, das eine oder andere Buch von Bauman zu lesen, um weiße Flecken zu vermeiden und Gegenwartsphänomene, die alle Lebensbereiche durchdringen, besser verstehen und distanzierter betrachten zu können. Bauman ist ein Skeptiker, wenn es um den ewigen Fortschrittsglauben geht, in denen sich Menschen beispielsweise permanent neu erfinden müssen, um im Rennen des ständigen Konsumierens bleiben zu können. Doch vermittelt er auch einen Hauch von Optimismus, wenn es gelänge, dass alle Menschen, also auch die schwachen Mitglieder der Gesellschaft, die diesen Anforderungen nicht gewachsen seien, ein gelingendes Leben führen können.

Im Kontext des Schwerpunktthemas dieser BDA Informationen verweise ich speziell auf seinen kleinen Band „Flüchtige Zeiten. Leben in der Ungewissheit“. Hier versammeln sich essayistisch anmutende Beiträge, in denen es um die Folgen der Globalisierung geht. In dem Beitrag „In Einsamkeit vereint“ widmet er sich der Stadt, in

der sich die zunehmenden Unsicherheiten und Ängste der Menschen in verdichteter Form offenbaren und zu Abschottungen in „Gated Communities“ führten. Zu Entwicklungen also, die genau das verstärkten, wogegen man sich schützen wolle. Sein dringender Appell an Architekten und Stadtplaner ist daher, diesen Abschottungswünschen nicht zu folgen, sondern diese Tendenzen aufzubrechen und Foren der Begegnung aller Bürger zu ermöglichen. Erste positive Beispiele gibt es bereits: in Oslo das Opernhaus als „public space“ und in Sevilla der Metropol Parasol.

IM NAMEN DER REPUBLIK

Erwien Wachter

Im Nachbarland Österreich ist man nicht zimperlich. Das Handelsgericht Wien verurteilte einen Wiener Medienvertrieb wegen Urheberrechtsverletzung im Zusammenhang mit dem „Hundertwasser-Haus“ zu einem Gesamtschadensersatz von 87.252,30 Euro. Inhalt des Urteils ist einmal die sofortige Unterlassung der Vervielfältigung und/oder Verbreitung des „Hundertwasser-Hauses“ ohne Bezeichnung des Originalmiturhebers (em. Univ. Prof. Arch. DI Josef Krawina). Dies gilt sowohl für bearbeitete wie auch veränderte Formen insbesondere unter Einbeziehung anderer Werke Hundertwassers auf der Grundlage von Plänen, Entwürfen und Modellen sowie plastischen Nachbildungen. Weiterhin erstreckt sich die Unterlassungspflicht auch auf die Bundesrepublik Deutschland, wenn Abbildungen nicht von einem allgemein zugänglichen Ort und insbesondere auf jene, die von einem höhergelegenen Stockwerk eines dem „Hundertwasser-Haus“ gegenüberliegenden Gebäudes aufgenommen wurden.

Entnommen einer Anzeige in der NZZ vom 5. März 2011

Alte Keller in neuem Glanz mit dem I-Bausystem®

Die beste Art schnell und preiswert feuchte Keller nutzbar zu machen. Aufgaben, die nur Fachleute gründlich und dauerhaft lösen können.

*Feuchte Wände? Mauersäge?
Trockenlegung? Hausschwamm?*

*Isar Bautenschutz GmbH
Reisingerstr. 10
85737 Ismaning
Tel. 089-96 20 04 09
Fax 089-96 20 04 11
bromm@isarbautenschutz.com
www.isarbautenschutz.de*

Wir sind die Spezialisten für Mauertrockenlegung und Partnerbetrieb von Meisterring

LESEN – LUST UND FRUST

WER REGIERT DIE WELT?

Michael Gebhard

Wer regiert die Welt? Welch reißerischer Titel! Welch nahezu anmaßende Aufgabe hat sich der Historiker und Archäologe Ian Morris hier gestellt: zu erklären, welche Entwicklungsmuster menschlicher Gesellschaften sich durch die Jahrtausende (!) der Menschheitsgeschichte identifizieren lassen, welche maßgebenden Einflussfaktoren im Verlauf der Geschichte Entwicklungen begünstigt oder verhindert haben.

Schon das zeitliche Spektrum der Betrachtung beginnend bei der Verbreitung der ersten Hominiden, über das römische Weltreich, die chinesischen Dynastien der Song und Ming

bis zu den neuzeitlichen Entwicklungen der Weltmachtstellung der USA und Chinas nötigt gewaltigen Respekt ab.

Morris bedient sich in seiner vergleichenden Betrachtung zweier von ihm definierter Hemisphären, einer westlichen und einer östlichen. Für diese ermittelt er anhand selbst aufgestellter, quantifizierbarer Kriterien zu wichtigen historischen Zeitpunkten Entwicklungsstände, die er einander gegenüberstellt. So werden Parallelen zwischen der Entwicklung östlicher und westlicher protagonistischer Gesellschaften sichtbar, die man bisher selten in solcher Zusammenschau findet. Das für sich wäre bereits ein Grund, dieses Werk zu lesen. Die Faszination des Buches liegt jedoch in den von Morris gezeichneten wiederkehrenden Mustern gesellschaftlicher Entwicklungen sowie dem Aufzeigen von Einflussfaktoren, die sich in einem Fall begünstigend, in einem anderen Fall aber auch hemmend auswirken können. Für Morris entsteht so ein stetes Spiel aus Entwicklung bis zu einem kritischen, in der betrachteten Epoche noch nicht zu überwindenden Punkt und dem folgenden Rückfall in frühere Entwicklungsstufen, sofern keine zusätzlichen begünstigenden Faktoren Energien freisetzen, die die Überschreitung des kritischen Punktes ermöglichen.

Dieses Wechselspiel, konsequent durch die Jahrtausende der menschlichen Entwicklung verfolgend, glaubt Ian Morris als wiederkehrendes Entwicklungsmuster identifiziert zu haben. Gerüstet mit den Ergebnissen seiner Langzeitanalyse wagt er sich am Ende seines Buches sogar an die Prognose künftiger Entwicklungen. Sie endet – wie zu erwarten – zwar nicht in einer eindeutigen Aussage, sondern in zwei Entwicklungsszenarien, von denen eines jedem Apokalyptiker geläufig sein dürfte, das andere, wünschenswertere, so manche science fiction novel in den Schatten stellt. Die Menschheit wird, so Morris, einen evolutionären Quantensprung vollbringen müssen, um auf einem Niveau ähnlich dem heutigen überleben zu können. Der neue Mensch wird dem homo sapiens noch so ähnlich sein wie dieser dem homo habilis.

Vergleichende Menschheitsgeschichte in komprimierter Form, überraschende Einsichten in bekannte und weniger bekannte Stränge der Menschheitsentwicklung, eingebettet in einen Spannungsbogen, der die Flamme der Neugier auf die jeweils nächste Entwicklungsstufe stets von neuem auflodern lässt.

Morris, Ian, *Wer regiert die Welt? Warum Zivilisationen herrschen und beherrscht werden.* Frankfurt: Campus Verlag, 2011

PERSÖNLICHES

ALEXANDER VON BRANCA ZUM ABSCHIED

Erwien Wachter

Seine Familie, die Architektur, die Baukultur seiner Heimat – sie füllten das Leben Alexander von Brancas aus. Ein Leben, das von seinem Talent, seinem Glauben, seinem selbstverständlichen Dienst am Gemeinwesen und der steten Bewahrung seiner Unabhängigkeit getragen wurde. Es war ein langes, ein bewegtes und erfülltes Leben, begleitet von hohem öffentlichem Ansehen.

Den Münchnern ist Alexander von Branca bekannt als Architekt der drei U-Bahnhöfe Marienplatz, Theresienwiese, Prinzregentenplatz und natürlich der Neuen Pinakothek. Die Begeisterung der zahlreichen Besucher

über die Präsentation der Bilder und die lobende Beschreibung von J. M. Montaner als „ein großartiges Beispiel mit seiner offenen Form und seinen klaren Raumstrukturen“ wurde jedoch überschattet durch die Kritik der Fachpresse an der Fassadengestaltung des Museums. Darüber hat er sich beklagt und ist seinen eigenen Weg weitergegangen.

In einem halben Jahrhundert hat er ein beeindruckendes Gesamtwerk geschaffen, das vielfältigste Bauaufgaben einschließt, in dem der Sakralbau jedoch den gewichtigsten Anteil einnimmt. Damit begann er sein Leben als Architekt und gewann mit der Klosterkirche Herz Jesu in München Anfang der fünfziger Jahre in Zusammenarbeit mit Herbert Groethuysen die Anerkennung der Fachwelt. Wilhelm Kücker: „In ihrer Synthese von traditionsverpflichteter Raumidee und moderner Gestaltung kann sie als erste Neuinterpretation eines (katholischen) Sakralbaus der Nachkriegszeit gelten.“ Intensiv und lange hat er sich mit jedem seiner Kirchenbauten beschäftigt. Der Formel „form follows function“ von Louis Sullivan ist er in der gebräuchlichen Interpretation nicht gefolgt. Bezogen auf seine Sakralbauten ist für ihn die Funktion einer Kirche, „die Menschen aus der Zerstretheit in die Sammlung zu führen. Wenn ich Sammlung will, muß der Raum so sein, daß er Sammlung zulässt.“ Das ist ihm immer wieder aufs Neue gelungen, in besonderer Intensität bei einem seiner letzten Bauvorhaben, der neuen Bischofsgrablege des Bamberger Doms in der Westkrypta, die mit ihrer archaisch anmutenden Schlichtheit nichts als kontemplative Ruhe hervorruft.

Auf Initiative von Hans Döllgast wurde Alexander von Branca im Jahr 1953 in den BDA berufen. Hier fand er Weggefährten und Freunde. Sein Engagement galt einer hochwertigen qualitativen Architektur. Leidenschaftlich äußerte er sich zu aktuellen architektonischen Themen und scheute keine Auseinandersetzung. 1999 schrieb er an den BDA Bayern: „Das Entscheidende im Ganzen ist ja wohl, dass die Verwirklichung der eigenen Zielvorstellung in irgendeiner Form in Einklang gebracht werden muss mit dem Zusammenklang eines Ganzen, was denen dient, denen wir dienen. Das Bild unserer Umwelt wird ja noch ganz entscheidend von uns geprägt.“ Der BDA hat einen seiner bedeutendsten Mitstreiter verloren. Am 21. März 2011 ist Alexander von Branca im Alter von 92 Jahren gestorben.

FRIEDHELM AMSLINGER 1929 BIS 2011

Gerd Feuser

Kennengelernt haben den Architektenkollegen Friedhelm Amslinger viele von uns im Studium als wissenschaftlichen Assistenten am Lehrstuhl für Städtebau der TH München zwischen 1955 und 1960. Dort war er nicht zu übersehen wegen seiner im weitesten Sinn aufrechten, doch freundlichen Haltung, noch weniger zu überhören mit seinem markanten schwäbischen Tonfall, während er die Arbeiten korrigierte und den Studenten guten Rat mit auf den Weg gab.

Friedhelm Amslinger wurde in Günzburg geboren, hat dort 1948 Abitur gemacht, ging nach München zum Studium und schloss 1954 ab. Er war Stipendiat in der Studienstiftung des Deutschen Volkes wegen seiner sehr guten Leistungen und wurde bereits ein Jahr später Assistent bei Professor Georg Werner. Nach 1960 führte er sein eigenes Architekturbüro in München, war seit 1963 Mitglied des BDA, seit 1971 Mitglied der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung und seit 1976 im Werkbund. In seiner Promotionsarbeit behandelte er ebenfalls mit sehr gutem Erfolg ein städtebauliches Thema zur Platzgestaltung in München.

Die Art zu zeichnen bestimmt selten das Werk eines Architekten derart prägend wie bei Friedhelm Amslinger. Döllgast war sein Lehrer und Förderer, doch er hat sich eigenständig vom Vorbild gelöst. Sein unglaublich feiner doch kräftiger Strich mit der Feder, seine sichere, strenge und sparsame Art in der Zeichnung, die wesentlichen Merkmale von Architektur und Landschaft zu erfassen, haben ihn herausgehoben als einen der Besten seiner Generation. Diese,

seine Arbeitsweise und Bildauffassung hat er auch in seinen Planungen umgesetzt.

Als Architekt hat Friedhelm Amslinger vorwiegend in seiner schwäbischen Heimat geplant und gebaut. Mit Leidenschaft zur Architektur widmete er größte Aufmerksamkeit der Planung von neuen Siedlungen und Wohnhäusern, aber auch der Sanierung alter Stadtkerne und Häuser. Der Siedlungsbau mit seinen unterschiedlichen Wohnformen, sorgfältig ausgebildet, gegliedert und angeordnet zu einem städtebaulich ganzheitlichen Gefüge, lag im Mittelpunkt seines Schaffens. Um den herum lagen, wie auf einem breiten Fächer, viele Interessen und Aufgabenfelder: technische Bauwerke, Werkstätten, Verwaltungsbauten, Schulen, Kindergärten und Kirchen. Außen, an den Rändern des Fächers lagen die Entwürfe für Einrichtungen, Möbel, Schriftzüge und Inschriften auf Papier und Stein.

Blicke in das von ihm selbst zusammengestellte Archiv zeigen die Vielfalt seines Schaffens, seine Liebe zum Beruf und seine Sorgfalt im Umgang mit allem, was er als Auftrag in seine Hände nahm. So wollen wir uns seiner erinnern.

NOTIZ

Mit 120.599 eingetragenen Architekten, Innenarchitekten, Landschaftsarchitekten und Stadtplanern haben die Architektenkammern der sechzehn Bundesländer 2008 zwar einen neuen Mitgliederrekord erreicht, allerdings nahm die Anzahl der Eintragungen gegenüber dem Vorjahr lediglich um 1.174 Personen oder 1,0 Prozent zu. Die Architekten sind jedoch nicht gleichmäßig auf Deutschland verteilt. Die höchsten Architektendichten haben Hamburg mit 471 Einwohnern je Architekt sowie Baden-Württemberg und Berlin (482 und 483). Die niedrigsten Architektendichten finden sich in Sachsen-Anhalt (2.651) und Brandenburg (2.225). In Bayern kommen 583 Einwohner auf einen Architekten.

Herausgegeben vom Arbeitskreis für Presse und Information im Landesverband Bayern des BDA

Die BDA-Informationen erscheinen in unregelmäßiger Folge viermal im Jahr und können im Jahresabonnement für EUR 16,00 incl. Porto beim Arbeitskreis für Presse und Informationen, Geschäftsstelle des BDA-Landesverbandes Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München, Telefon 089-186061 bezogen werden.

Redaktion: Dipl.-Ing. Klaus Friedrich, Dipl.-Ing. Michael Gebhard, Dipl.-Päd. Monica Hoffmann, Prof. Dr.-Ing. Wilhelm Kücker, Dr.-Ing. Cornelius Tafel, Dipl.-Ing. Erwien Wachter

Autoren:

Dipl.-Ing. Titus Bernhard, Augsburg; Dipl.-Ing. Gerd Feuser, München; Prof. Dr. H.c. Franz Füeg, Zollikon, Schweiz; Dipl.-Ing. Ulrich Pfanschmidt, Gerbrunn; Wolfgang Jean Stock, Autor und Architekturkritiker, München; Dipl.-Ing. Andreas Winkler, München

Verantwortlich für dieses Heft: Dipl.-Ing. Erwien Wachter

Die vom Autor vertretene Auffassung ist nicht unbedingt mit der des Herausgebers identisch.

Layout: Sabine Seidl

Textredaktion und Gestaltung: Monica Hoffmann

Druck: Ortmaier Druck GmbH, Frontenhausen

Einsendungen werden an den Arbeitskreis für Presse und Information erbeten als Word-Datei per E-Mail an sekretariat@bda-bayern.de, per Fax an 089-184148 oder per Post an den BDA Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München.

**BUND DEUTSCHER ARCHITEKTEN
LANDESVERBAND BAYERN**